

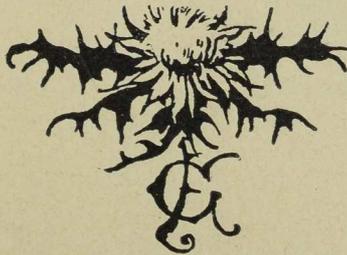
Schauins-Land



Allelei Visierung ü auch geschriebnes Ding
an tag gegeben vom Breisgau-Verein
„Schau-ins-Land“ zu Freiburg i. B.

22ter Jahrlauf

1902
2576



—
Gedruckt in der Universitätsdruckerei von H. M. Poppen & Sohn,
Freiburg im Breisgau.
—



Inhalts-Verzeichniß zum 22. Jahrlauf.



- Seite 1. Bilder aus Gengenbachs Vergangenheit. Neue Folge. Von Fritz Baumgarten. Mit Zeichnungen von Karl Bauer und H. M., sowie 5 Autotypien.
- „ 44. Das „Theatrum“ in der Pfarrkirche zu Kenzingen. Von Dr. Ph. M. Zalm in München. Mit einer Autotypie nach photographischer Aufnahme von C. Ruf.
- „ 46. Ein untergegangener Breisgauer Hochzeitsbrauch. Von Dr. Joseph Sarrazin. Mit Tierleiste von H. M.

Rechenschaftsbericht für den 21. Jahrlauf.



Rechenschafts-Bericht

für den 21. Jahrlauf.

		Mk.	Pf.
Einnahmen.			
1. Von früheren Jahren.			
1	Kassenvorrath	33	78
2	Rückstände	3	—
	Rechn.-Abth. 1	36	78
2. Laufende Einnahmen.			
3	Beiträge der Mitglieder:		
	a) Biesige Mitglieder:		
	für 1. Heft 273 Mitglieder à 3 Mk.	819	—
	" 2. " 267 " " 3 "	801	—
	b) Auswärtige Mitglieder:		
	120 Mitglieder à 6 Mk. für 1. und 2. Heft	720	—
4	Erlös aus Vereinsblättern	348	—
5	Sonstige Einnahmen	300	—
	Rechn.-Abth. 2	2988	—
	3. Vorschüsse auf Wiederersatz	3	—
	Rechn.-Abth. 3	3	—
	Ziezu:		
	" 1	36	78
	" 2	2988	—
	Summe aller Einnahmen	3027	78
Ausgaben.			
1. Von früheren Jahren			
	Rechn.-Abth. 1	—	—
2. Laufende Ausgaben.			
1	Versicherung gegen Feuerschaden	—	—
	Der Versicherungsbetrag ist zum Voraus berichtigt.		
2	Allgemeiner Verwaltungsaufwand:		
	a) Für Druck und Papier des Vereinsblattes	1450	68
	b) Sonstiger Aufwand wegen Verschleiß des Blattes	130	17
	c) Schriftsteller-Honorar, Aufnahme von Zeichnungen und Ersatz von Reisekosten	335	40
	Uebertrag	1916	25

Rechenschafts-Bericht

für den 21. Jahrlauf.

		Mk.	Pf.
Einnahmen.			
1. Von früheren Jahren.			
1	Kassenvorrath	33	78
2	Rückstände	3	—
	Rechn.-Abth. 1	36	78
2. Laufende Einnahmen.			
3	Beiträge der Mitglieder:		
	a) Hiesige Mitglieder:		
	für 1. Heft 273 Mitglieder à 3 Mk.	819	—
	" 2. " 267 " " 3 "	801	—
	b) Auswärtige Mitglieder:		
	120 Mitglieder à 6 Mk. für 1. und 2. Heft	720	—
4	Erlös aus Vereinsblättern	348	—
5	Sonstige Einnahmen	300	—
	Rechn.-Abth. 2	2988	—
	3. Vorschüsse auf Wiederersatz	3	—
	Rechn.-Abth. 3	3	—
	Ziezu:		
	" 1	36	78
	" 2	2988	—
	Summe aller Einnahmen	3027	78
Ausgaben.			
1. Von früheren Jahren			
	Rechn.-Abth. 1	—	—
2. Laufende Ausgaben.			
1	Versicherung gegen Feuerschaden	—	—
	Der Versicherungsbetrag ist zum Voraus berichtigt.		
2	Allgemeiner Verwaltungsaufwand:		
	a) für Druck und Papier des Vereinsblattes	1450	68
	b) Sonstiger Aufwand wegen Verschleiß des Blattes	130	17
	c) Schriftsteller-Honorar, Aufnahme von Zeichnungen und Ersatz von Reisekosten	335	40
	Uebertrag	1916	25

		Mk.	Pf.
	Uebertrag	1916	25
3	Sonstige Lasten und Verwaltungskosten, Porto, Insertionen, Buchbinderlöhne	235	57
4	Sür innere Bedürfnisse der Vereinsstube:		
	a) Sür Geräthschaften und bauliche Herstellungen	38	65
	b) Sür Heizung, Beleuchtung und Reinigung	84	74
5	Sonstige Ausgaben	251	15
6	Abgang und Nachlaß	3	—
7	Sür Feierlichkeiten	70	—
	Rechn.-Abth. 2	2599	36
	3. Vorschüsse auf Wiederersatz	3	—
	Rechn.-Abth. 3	3	—
	4. Grundstocks-Ausgaben.		
	Heimzahlung gezogener Darlehensscheine	150	—
	Rechn.-Abth. 4	150	—
	Hiezu:		
	" 1	—	—
	" 2	2599	36
	" 3	3	—
	Summe aller Ausgaben	2752	36

Abschluß.

Die Einnahmen betragen	Mk. 3027.78
" Ausgaben "	" 2752.36
Kassenrest	Mk. 275.42

Darstellung des Vermögensbestandes.

A. Activvermögen: Kassenrest	Mk. 275.42
B. Schulden:	
Restschuld auf Darlehensscheine vom Jahr 1879	
an Mk. 2400.— behufs Einrichtung und	
Aus schmückung der Vereinsstube	" 150.—
bleibt Vermögensstand	Mk. 125.42

Entzifferung.

Die laufenden Einnahmen betragen	Mk. 2988.—
" " Ausgaben "	" 2599.36
daher Mehreinnahme	Mk. 388.64
Der Schuldenstand betrug nach der Vorrechnung "	" 263.22
gibt wieder obigen Vermögensstand	" 125.42

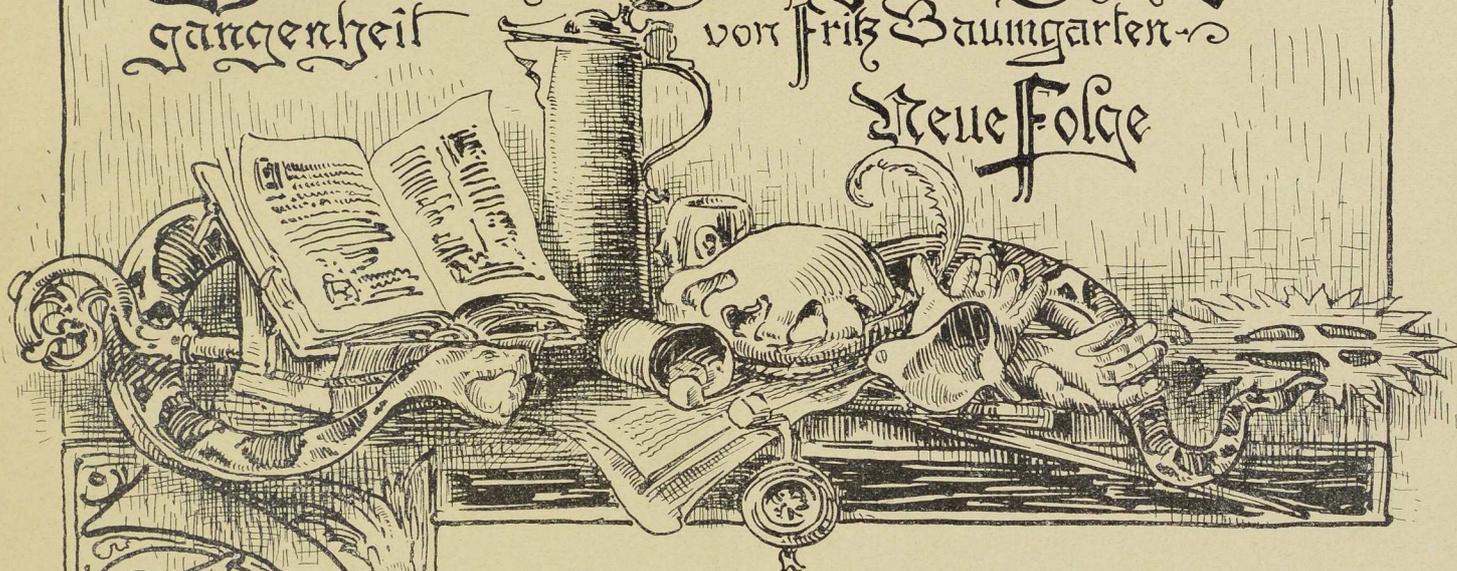
Von den zur Heimzahlung gezogenen Darlehensscheinen sind folgende Nummern noch nicht eingelöst worden:

Nr. 28 34 49 68 76 90 100 107 152 158 169 191 227 229 232.

Die Beträge hiefür können bei unserm Säckelmeister Christian Ruckmich binnen 2 Monaten erhoben werden, andernfalls ein Verzicht hierauf zur Verwendung für unsere Vereinszwecke unterstellt würde.

Bilder aus Gengenbachs Ver- gangenheit

von Fritz Baumgarten
Neue Folge



Die erste Reihe dieser Bilder 1) versuchte eine Geschichte Gengenbachs bis zum Ausgang des Mittelalters zu entwerfen; sie schloß ab mit einer Schilderung des moralischen und ökonomi-

schen Bankrotts, dem die Abtei schon im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert anheimgefallen war.

Auch die folgenden Blätter werden nur wenig Erfreuliches über die Heilsanstalt und ihre Insassen berichten können, was niemand mehr bedauert als der Verfasser. Daß alles Menschenwerk Stückwerk ist, daß auch die Bewohner der Klöster schließlich schwache Menschen sind, daß es also auch hinter Klostermauern „menschelt“, darüber wird kein Billigdenkender staunen. Aber daß von einer solchen Anstalt fast nur Unerquickliches überliefert wird, das erweckt gerechtes Bedenken. Es muß auch

Lichtseiten in diesem Gengenbacher Klosterleben gegeben haben, sonst hätte es doch kaum Jahrhunderte lang sich behauptet. Wenn wir von diesen Lichtseiten so gut wie gar nichts erfahren, so erklärt sich das zum Theil wenigstens aus dem unglücklichen Zufall, daß in der Hauptsache nur Disciplinar-Akten des Klosters auf uns gekommen sind. Man wird also gut thun, auf Grund dieser einseitig gestalteten Ueberlieferung nicht ein zu ungünstiges Bild von den klösterlichen Zuständen sich zu machen.

Immerhin sind es arge Dinge, die fast Jahr für Jahr zu berichten und zu verhandeln sind. Aber wie sah es denn im bürgerlichen Leben der damaligen Zeit aus? Waren nicht als Folge der steigenden Wohlhabenheit neben der Freude am künstlerischen Schmuck des Lebens auch die unschönen Seiten unseres Volkscharakters zu vollster Entfaltung gekommen? Wurde nicht der Völlerei und Fleischelust 2) von den damaligen Bürgerleuten in ausschweifendster Weise gefröhnt? Stand nicht das ganze Jahrhundert unter dem Zeichen des „hl. Grobianus“?

Das muß man sich gegenwärtig halten, um nicht den argen Klerus dieser argen Zeit härter als billig seiner Sünden wegen zu belangen.

Ein Unterschied blieb freilich: den ausgelassenen Weltkindern fiel es nicht ein, den Anspruch besonderer Heiligkeit zu erheben; die Mönche aber erhoben ihn als solche, und das machte ihre Sünde so groß und so besonders ärgerlich.



I. Konrad von Mülheim und das Frauenchorle.

Kaiser Friedrich III. hatte im Jahre 1493 sein durch Thatenlosigkeit ausgezeichnetes, allzulanges Leben geendet, und sein Sohn Maximilian bestieg im Vollbesitz männlicher Kraft den deutschen Kaiserthron. In allem schien er seines Vaters vollendetes Gegenstück: herzugewinnend heiter und lebhaft, ritterlich und kühn, ja tollkühn, reich und freigebig, ein erprobter Kriegermann und dabei erklärter Gönner von Kunst und Wissenschaft, kurz ein Herrscher, wie das Volk ihn sich träumte. Er schien der rechte Mann, um das tief empfundene Sehnen nach Reform des Reiches und der Kirche endlich zu erfüllen. Besonders hoffte der Bürgerstand von Kaiser Max Beseitigung der drückenden Vorrechte des Adels und Klerus, die seiner gedeihlichen Entwicklung vielfach im Wege standen.

Auch die Reichsstadt an der Kinzig sah dem neuen Oberherrn mit hochgespannten Erwartungen entgegen; mit des Kaisers Hilfe hoffte man dem Abte manche Erleichterung abzurufen, welche zu erwirken den Pfandherren bisher nicht gelungen war. Und richtig, kaum hatte Max die Regierung angetreten, da erschien (1495) ein kaiserliches Mandat, das dem Abt befahl, die Bürger von Gengenbach der Haupt- und Leibfalle zu entlassen und sie in den Gebrauch der Fischwasser einzusetzen, die oberhalb wie unterhalb des Klostergebiets längst freigegeben waren. Gleichzeitig erhielt die Stadt volle Selbstverwaltung und das Recht zurück³⁾, zwei Stettmeister zu erwählen. Ein weiteres Mandat befahl dem Kloster die verfallenen Hofstätten⁴⁾ in seinem Gebiet binnen Monatsfrist wieder aufzubauen. Das ließ sich also vielverheißend an.

Aber so leicht folgte der Abt selbst einem Kaiser nicht, zumal er mit ihm befreundet war. Durch ein Schiedsgericht wurden zwar allerhand Fallpflichtigkeiten gemildert, auch den Bürgern wenigstens das Angeln gestattet; doch blieb noch genug vom alten Zwang bestehen.

Das Jahr 1504 brachte den Kaiser persönlich nach der Ortenau. Der Pfalzgraf Philipp I., Pfandherr der halben Ortenau, hatte das Schloß Geroldseck überfallen und war deshalb in die Reichsacht erklärt worden. Der Kaiser in Person betrieb die Exekution und belagerte Ortenberg, das Bollwerk des Pfalzgrafen. Er bedurfte dabei der Unterstützung durch die ortenauiischen Städte und erfuhr sie auch reichlich, nicht zum wenigsten von Seiten der Gengenbacher. Natürlich machte ihn das erst recht geneigt, die städtischen Freiheiten auf Kosten des Klosters zu mehren, doch auch der Abt wußte sich dem Kaiser werth zu machen. So wurde im Jahre 1508 nur der Leibfall den Bürgern erlassen und mit 1100 fl. für immer abgelöst. Aber die Gerechtfame des Klosters schienen jetzt sämmtlich anfechtbar, nachdem sie der Kaiser, wenn auch nur vorübergehend, für unberechtigt erklärt hatte. Und besonders die Bauern, die nicht gleich den Städtern durch kaiserliche Vermittlung Erleichterungen erfahren hatten, empfanden den Druck des Klosters jetzt doppelt hart. Ihr Zorn war um so größer und berechtigter, als ihre rücksichtslose Ausbeutung von einer Stiftung religiösen Gemeinsinnes ausging, die doch zur Volksbeglückung, nicht zur Volksbedrückung eingesetzt worden war. Und der Gebrauch, welchen die Mönche von ihren mit erbarmungsloser Härte eingetriebenen Renten vielfach machten, war gewiß nicht dazu angethan, den Ingrimms der mißhandelten Unterthanen zu mildern.

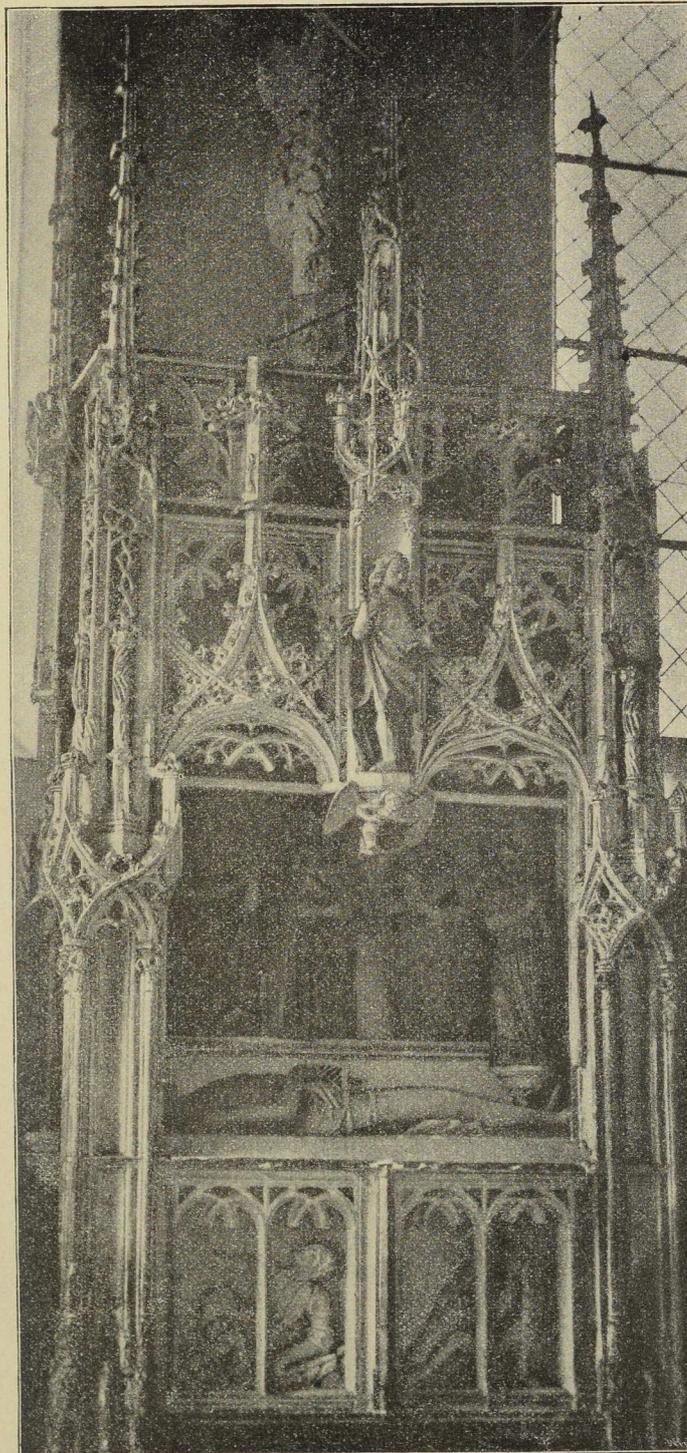
Im Jahre 1500 war Konrad von Mülheim Abt geworden, ein echter Junker aus altadeligem Hause⁵⁾, aber ein gewaltthätiger Geselle. Vier Jahre vor seiner Wahl (1496) hatte er den Gengenbacher Stadtschreiber auf offener Landstraße mit gezücktem Schwerte angefallen und gerauft, so daß der Rath, freilich vergebens, Klage gegen ihn anstregte⁶⁾. Es begreift sich leicht, daß ein solcher Oberhirte den Verfall der

Klosterzucht nicht aufzuhalten vermochte, im Gegenteil, er förderte ihn noch. Die Mönche lebten so ausgelassen, so unziemlich (deforme 7), daß noch in demselben Jahre 1500 der Rath der Stadt sich an den Pfalzgrafen und Straßburger Bischof wandte und dringend um Reform ersuchte. Einige Aebte der Bursfelder Kongregation 8) machten sich richtig im Jahre 1501 mit reformierten Mönchen auf den Weg nach Gengenbach. Vom nahen Schuttern aus sollte Abt Konrad überrascht werden. Doch ein pfälzischer Rathsherr hatte unterwegs einem Straßburger Arzt von dem geplanten Ueberfall geplaudert, der Arzt noch in derselben Nacht den Abt verständigt. So packte dieser in aller Herrgottsfrühe die Freibriefe, Zinslisten und Kleinodien des Klosters zusammen und entwich nach Straßburg; als die Aebte und Reformmönche von Schuttern herankamen, fanden sie ein leeres Nest . . .

Doch die Mißstände waren zu schreiend, es mußte etwas geschehen. So ordnete denn der Bischof eine Untersuchung an und stellte darauf hin eine neue Klosterordnung auf, die besonders durch das, was sie verbieten zu müssen glaubt, einen erschreckenden Einblick in die Verkommenheit der damaligen Mönche ge-



währt 9). Doch mit einem bloßen Mandat, einer papierenen Verordnung war da nicht zu helfen. Thatsächlich blieb, wie sich bald zeigen sollte, alles beim alten.



Heiliges Grab in der Abteikirche zu Gengenbach.



Abt Konrad war ein „Freund großen Prunkes“ 10). Von seiner Prunksucht zeugt noch heute das sogenannte Frauenschörle der Abteikirche, das er im Jahre 1505 errichten ließ. Es ist das eine gotische Kapelle auf der Nordseite der Kirche, von zierlichem Netzgewölbe überspannt, in dessen Schlußsteinen der städtische Adler und das Wappen des Abts mit dem Abtsstab sichtbar wird. Der Meister ist unbekannt. Der bedeutendste Schmuck der Kapelle ist ein heiliges Grab, wie es um die Wende des Jahrhunderts zum stehenden Kircheninventar zu gehören anfing 11). Es ist ein spätgotisches Werk, in feinem, gelblich-grauem Sandstein ausgeführt. An der Nordwand der Kapelle erhebt sich auf vier reich gegliederten Pfeilern eine Art Thronhimmel oder Baldachin. Nach oben



laufen die Pfeiler in ebenso viele schlanke Thürmchen aus, eine freischwebende Thurmstiale halbiert nochmals die vordere Breitseite des Baldachins. Zwischen den vorderen Eckpfeilern und dieser

Mittelfiale ist beiderseits eine zierliche Wimperge gespannt, und um diese Hauptglieder des Baus spinnt sich phantasievolles, gothisches Stabwerk in üppiger Fülle und kecken, vielgewundenen Linien.

Im Innern dieses steinernen Thronhimmels steht auf hohem Unterbau der Sarg. Um seinen Inhalt sichtbar zu machen, ist nur seine hintere Langseite stehen geblieben, die drei andern fortgelassen worden: so scheint Christus auf, nicht in dem Sarg zu liegen. Der Leichnam des Erlösers ist mit gutem Verständniß, schlicht und würdevoll gearbeitet. Der Mund ist etwas offen, desgleichen die gebrochenen Augen; Hände und Füße sind besonders gut gelungen, die Haut durchweg in feinsten Aederung und Fältelung wiedergegeben. Ein weißes Tuch liegt um die Lenden.¹²⁾

Die lange Vorderseite des Sargunterbaues zeigt Zweitheilung wie oben der Himmel; und diese zwei großen Felder sind nochmals durch schmale Pfeiler halbiert. Zwei naturwahr im Schlaf sich dehnende Wächter sind in den Feldern hinter den Pfeilerchen in Hochrelief ausgemeißelt, doch nicht gleich den andern Figuren bemalt gewesen.

Im Hintergrund, über der allein stehen gebliebenen Sargwand¹³⁾, werden die frommen Frauen mit Salbgefäßen sichtbar. Ihre Gewänder zeigen nur noch wenig von gothischer Verknitterung, in Anlitz und Gebärde kommt der Schmerz zu ergreifendem Ausdruck.

Von der Sargwand springt, bei Christi Haupt und bei seinen Füßen, je eine Console¹⁴⁾ vor und darauf steht jederseits, etwas tiefer als die klagenden Frauen, ein reichgewandeter, lieblicher Engel, das Rauchfaß schwingend.

Diese fünf Gestalten, die Frauen und die Engel, sind mit ganz besonderem Geschick gearbeitet, sie zeigen anmuthige, runde Köpfe und die Gewandung in weichstem Fluß. Weniger gut, weil viel zu untersezt, ist die Gestalt des Auferstandenen geglückt, der vor der Mittelfiale steht. An der Console, die ihm als Basis dient, ist ein freischwebender Engel ausgemeißelt, welcher das Mülheim'sche Wappen hält.¹⁵⁾ Mehr nur als Ornament behandelt und darum auch nicht gleich den großen Figuren bemalt, ist das Bild des Gekreuzigten, auf der Ostseite des rechten

Hauptpfeilers; es verschwindet fast im gothischen Rankenwerk. Die kleine, vollbärtige Gestalt im Priesterornat und mit der Tonsur, die vor dem Crucifixus kniet, soll offenbar den Stifter des Werks, Abt Konrad, vorstellen.¹⁶⁾

Der Aufbau des ganzen Grabes ist überaus schön, die architektonische Gliederung interessant und wirkungsvoll, und seit es im Jahre 1888 von der Offenburger Firma Simmler und Venator kunstgerecht renoviert¹⁷⁾ und gleichzeitig die ganze Kapelle gründlich ausgebeffert, mit bunten Fenstern und reicher Gitterthür ausgestattet worden ist, dürfte nicht leicht ein zweites Denkmal dieser Gattung dem Gengenbacher gleich stehen an stimmungsvollem Reiz.



Abt Konrad hat allem Anschein nach die Kapelle und die köstliche Tomba nur gebaut, um sich eine großartige Grabstätte herzurichten. Die erheblichen Kosten, welche die Anlage verursachte, trug das Kloster, und so mußten sie im Konvent heftige Mißbilligung hervorrufen.

Auch durch anderes reizte der Abt die Brüder. Obgleich selbst nicht sittenrein, versuchte er das bischöfliche Mandat von 1502¹⁸⁾ zur Ausführung zu bringen: er schärfte die Vorschriften über das Silentium, verbot das Waffentragen, nahm zur Erhöhung des Personalstands auch Nichtadelige auf und besetzte die vom Kloster abhängigen Pfarreien zum Theil mit Laienpriestern.

Ein Jahr nach Vollendung des „Frauenchörle“ kam die Spannung zwischen Abt und Konvent zu gewaltthätigem Austrag: von Mülheim wurde von seinen eigenen Mönchen eingekerkert und dabei vom Prior Philipp von Eselsberg so unsanft gestoßen, „daß ihm Mund und Nasen überschossen“! Die „Irrung und Spän“, welche darob sich erhoben, gaben dem Bischof Anlaß, sich einzumischen, und nach einigen Vorverhandlungen fand vor ihm am 11. und 12. Januar 1507 die „rechtliche Rechtshandlung“ der streitenden Parteien statt. Sie förderte erschrecklich viel schmutzige Wäsche zu Tage.¹⁹⁾ Insbesondere wurde dem Abt der Vorwurf gemacht, „daß er sich selbst ein solch köstlich Kappellen und

Begräbnuß gebaut und aber daneben das Gottshus an manchen Enden lassen niederfallen und in Kirch und Thor regnen. In Bauung der gemeldeten Kapelle hätt' er dem Kirchhof einen solchen Einbruch gemacht, daß die Schweine täglich darauf liefen und in den Gräbern wühlten, do die Ritterschaft läge, die es nit verdient hätt'".

Der Abt rechtfertigte sich so gut er konnte. Aber daß er an allem, was man ihm vorwarf, unschuldig sei, davon scheint er niemand überzeugt zu haben. Die Schiedsrichter setzten schließlich eine Charta von 27 Artikeln auf, über die man sich vereinigen sollte; wir kennen die Antwort, welche der Ortenauer Adel und der Konvent auf diese Charta gaben. Ihr Bedünken ist, daß der Abt vom Konvent zu scheiden sei. Auch verlangen sie allerhand Erleichterungen, die ihnen Abt Konrad offenbar versagt hatte.¹⁹⁾ Schließlich betonen sie, wie von der adeligen Alique nicht anders zu erwarten war, auch bei diesem Anlaß, daß Gengenbach ausschließliches Spital des Ortenauer Adels werden müsse.

Ob und wie weit eine Einigung zu Stande kam, erfahren wir nicht. Noch am 27. April 1507 war der Handel nicht beigelegt. Ob der Abt wirklich abgesetzt wurde? Ob er zur rechten Zeit gestorben? Sicher ist, daß sein Nachfolger im Jahre 1508 amtliche Handlungen vornahm.

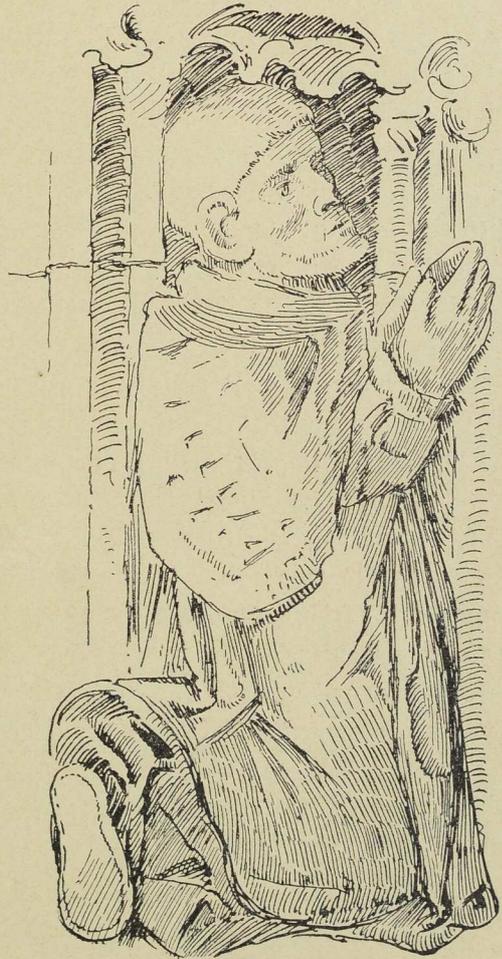
Dieser Nachfolger aber war niemand anders, als jener rebellische Prior Philipp von Eselsberg. Für ihn galt es zunächst, vom Papst Absolution für seine Auflehnung gegen Abt Konrad zu erlangen. Es bedurfte eines Aufwandes von 600 fl., um nach Jahresfrist sie glücklich zu bekommen.

Dem Wesen nach war der neue Abt dem Alten in manchen Stücken nur zu ähnlich. So war er gleich jenem *parum felix oconomus*. Von klein auf hatte er sich guter Bildung beflissen, und gewiß hing es damit zusammen, daß er bei Kaiser Max in „sonders großer Gnaden und Consideration stand“²⁰⁾. Zweimal besuchte der Herrscher, dessen Vorliebe für gelehrten Umgang bekannt ist, unsern Abt zu Gengenbach und war dort längere Zeit des Gotteshauses Gast.

Aber so fein gebildet und geistvoll auch Abt Philipp war, in sittlicher Beziehung erfreute er

sich des übelsten Rufes; die Unsittlichkeit, welche er im Kloster gestattete, ja hegte, wirkte geradezu ansteckend auf die ganze Umgegend.²¹⁾

Auch der Kaiser konnte auf die Dauer dies frivole Treiben nicht gewähren lassen, er gab im Jahre 1511 dem Bischof gemessenen Befehl, in Gengenbach Ordnung zu schaffen. Außerlich geschah das auch; die Mönche wurden wieder



Abt Konrad von Mülheim.
(Skulptur vom hl. Grab zu Gengenbach.)

zum regulären Zusammenleben gezwungen, das eingestürzte Refektorium, welches jahrelang entbehrlieh geschehen hatte, wurde wieder aufgebaut, diejenigen Brüder, welche sich der Reform nicht fügen wollten, mit Pensionen abgefunden.

Doch die Klosterzucht und ebenso die Oekonomie lagen nach wie vor darnieder. So suchte jetzt Abt Philipp — gewiß in voller Uebereinstimmung mit seinem Konvent — einen Plan hervor, der im Jahre 1403 zum ersten Male auf-

getaucht war, nämlich das Kloster in ein weltliches Chorherrenstift mit einer beschränkten Zahl von (6) Pfründen umzuwandeln. Dieses Projekt entsprach nur zu sehr den Wünschen jener feudalen Mönche, denen das regulierte Wesen längst eine lästige Fessel war, die ausschließlich die Pfründen ins Kloster gelockt hatten.²²⁾ Alles schien für diesen Plan einer höchst vortheilhaften Säkularisation zu sprechen; jedenfalls waren damit alle Klagen über die skandalöse Klosterzucht für immer erledigt. Im Jahre 1515 übertrugen die Mönche dem Abt unumschränkte Vollmacht, diese Umwandlung herbeizuführen. Kaiser Max war auch dafür, auch nach seiner Ansicht konnte nur auf diese Weise das Aergerniß, wie es das zerrüttete Kloster bot, beseitigt werden. Dreimal reiste Abt Philipp unter großen Kosten nach Rom, bis endlich im Jahre 1521 die päpstliche Zustimmung in prachtvoll ausgefertigter Bulle erteilt wurde. Es hieß darin mit offenbarem Hohn: „bei der geringen Anzahl von deutschen Adligen, die den Durst nach Wissenschaft empfänden, sei es besser die Zahl der Pfründen zu beschränken“.

Inzwischen war Kaiser Maximilian gestorben, Karl V. aber mißbilligte die Umwandlung aufs bestimmteste. Er lehnte die Bestätigung ab, indem er angeblich verlauten ließ, er wolle lieber schlechte Mönche als ganz schlechte Kanoniker.²³⁾ Und noch von einer anderen Seite, von der man es kaum vermuthet hatte, erfuhr der Plan der Umwandlung hartnäckigen Widerstand, vom Pfandherrn der Ortenau, Graf Wilhelm von Fürstenberg.



2. Der wilde Graf und der Bauernkrieg.

Wilhelm von Fürstenberg war der Sohn des Grafen Wolfgang und seiner Frau Elisabeth, Geborenen von Solms. Graf Wolfgang hatte seiner einnehmenden Persönlichkeit und redlichen Gesinnung halber das ganz besondere Vertrauen Kaiser Maximilians besessen. Für treue Dienste und geschuldete Kriegsgelder war ihm vom Kaiser im Jahre 1504 die halbe Ortenau verpfändet worden²⁴⁾; mit dem Titel eines Obristhofmeisters hatte er des Kaisers jugendlichem Sohn Philipp

dem Schönen als Berather zur Seite gestanden; der höchste habsburgische Orden, das goldene Vließ, zierte seitdem seine Brust. Auch die Mutter unseres Grafen, Frau Elisabeth, besaß seltene Vorzüge des Geistes und Herzens. Sie verstand sich auf leutseligen Scherz, war ein belebendes Element in jeder Gesellschaft und mit ihrem Manne durch eine Liebe von seltener Innigkeit verbunden.

Diesem trefflichen Paare wurde am 7. Januar 1491 ihr ältester Sohn Wilhelm geboren. Seinen Eltern glich er, so schien es, in nichts, auch seine tolle Ausgelassenheit war doch sehr verschieden von der jovialen Frohnatur, welche Frau Elisabeth so anziehend machte. Die Streiche, welche Graf Wilhelm in jungen wie in reifen Tagen sich genehmigte, waren durchweg von der derbsten Sorte, so recht im Geschmack der Zimmern'schen Chronik, die ihm manche Seite, ja sogar ein eigenes Kapitel gewidmet hat. „Solche geschwinde und abenteuerige Art“, meldet besagte Chronik, „hat in diesem Grafen sich zeitlichen erzeiget; denn was zu einer Neßlen werden soll, brennt flur.“ Kaum 10 Jahre alt, kam er nach Freiburg und wurde der Obhut des Magisters Nikolaus Knobloch unterstellt. Der Magister war streng, aber das „unruhig Herz mochte nit Ruhe haben“, es wußte den Alten zu täuschen: ein anderer Junge mußte sich zu öfteren Malen in des Grafen Bett schlafen legen, „auch die gewöhnlich Nachthauben uffsetzen“; der Junker aber strich inzwischen mit üppigen Gefellen in der Musenstadt umher: „Türen wurden in seinem Namen uffdretten, auch Handwerksleut und andere Personen verletzt“.

Noch ehe er 14 Jahre zählte, trat der „wilde Graf“ in Burgund ins Heer. Zum Waffenhandwerk hatte er mehr das Zeug als zum Studieren. „Seit vielen Jahren“, so rühmte ein Zeitgenosse²⁵⁾, „haben wir in teutscher Nation keinen martialischeren Menschen gehabt und der alle Eigenschaften eines Kriegsmannes, die zu loben seien, besessen, gleich wohl auch seine Mängel daneben, wie dann bei den Militärischen gebräuchlich“. Man bewunderte an ihm einen sicheren strategischen Blick und eine angeborene Begabung für alle Fragen des Befestigungswesens. „In

Summa, es war ein Kriegsmann; den mußte ihn auch jedermann sein lassen, und sah auch räubisch aus wie ein Kriegsmann.“ „Ich habe von mannichen gehört“, sagt derselbe Zeitgenosse, „so etwa einer den Martem härt' wellen fingiren, daß man sein Angesicht, Leib und Gestalt darzu nit härt' können verbessern.“

Wilhelms militärisches Geschick wird nur noch von der siegesgewissen Sicherheit übertroffen, mit der er die Frauenherzen bezwang: „Er ist ein wunderlicher Satyrus gewesen. Keinem ist er in seine Behausung kommen, darin eine schöne Frau oder Tochter gewest, der er sich nit unterstanden, sie mit Geld oder guten Worten zu überkommen; in solchem Fall er niemandes verschonet. Was weiß ich großer Hansen, denen er also Eier in die Nester gelegt.“ Niemand traute ihm seiner „wunderbarlichen Handlungen wegen“ ein langes Leben zu.

Schon mit 15 Jahren vermählte sich der Frühreife mit der schönen Gräfin Bonna von Neuchatel. Er lebte mit ihr meist zu Héricourt bei Belfort und eignete sich

dort ein so vollkommenes Französisch an, daß sich später „König Franciscus selbst höchlich darüber verwundert und viele, die ihn nit gekannt, bezweifelt haben, daß er ein geborener Teutscher sei“.

Im Jahre 1510 wurde Wilhelm Landvogt, 1511 auch Hauptmann und kaiserlicher Rath in der Ortenau. Im folgenden Jahr kämpfte er in Diensten Kaiser Maximilians aufs rühmlichste



in Italien. Als seine Frau nach neunjähriger Ehe durch den Tod ihm entrißen wurde, verkaufte er ihre Heirathsgüter zu wahren Schlemmerpreisen und zog nach Straßburg, wo er im eigenen „schönen Hof in der Kalbgasse“ ein wunderbarlich seltsames Regiment führte, davon

- ein eigen Buch zu schreiben wäre“. Bei Festschmählagen, die er hier veranstaltete, stieg die tolle Lust des öfteren so hoch, daß Becher und andere Geräthe durch die Fenster flogen.

Er scheint übrigens in dieser Straßburger Zeit allerhand Anläufe gemacht zu haben, seine Herrschaft in der Ortenau auch wirklich zu verwalten. „Bei einem Viehsterben“, so meldet die Chronik, „nahm er sich vor, er wolle zu Ortenberg selbst Vieh halten... da ihm bewußt war, daß die Tauben alle Monat Junge hätten, verhofft er auch alle Monat von jeder Kuh ein Kalb zu bekommen. Als er aber berichtet ward, daß die Kuh des Jahrs nur ein Kalb habe, stellte er die Sämerei (Zucht) unverzüglich ab.“ Die Geschichte klingt etwas unwahrscheinlich, aber das glauben wir der Chronik



Graf Wilhelm von Fürstenberg.
(Walgemälde auf Schloß Heiligenberg.)



gern, daß Graf Wilhelm zeitlebens ein schlechter Haushalter gewesen ist: „so mocht' ihn das Kinziger Thal und die Ortenau mit seinem großen Staat und kostlichen Hansen nit uftragen“.

In Straßburg knüpfte er auch Beziehungen zu den leitenden Männern der Reichsstadt an; er stand vielen derselben so nahe, daß es den Bischof verdross und er den Fürstenberger wohl

boshaft als „Grafen von Straßburg“ bezeichnen konnte. Besonders war es sein Rath in militärischen Dingen, den die Straßburger hochschätzten; zeigte er ihnen doch u. a. eine leicht passierbare Furt in der Breusch, die bisher niemand beachtet hatte.

Aber auch mit den Reformatoren Straßburgs hat Graf Wilhelm in den zwanziger Jahren Fühlung gewonnen. Sollte man nicht glauben, daß einer Natur wie der seinen jede Empfänglichkeit für religiöse Fragen abgehen müsse? Und doch war dem nicht so. Er, der bis dahin bloß in den süßen Angewohnungen des gesellschaftlichen Lebens und im wilden Waffenspiel aufgewachsen war, griff jetzt denkend in seine Brust und begann den ernsteren Fragen des Daseins nachzuspüren. Ein Freund und Geistesverwandter Sickingens²⁷⁾, ahnte er in der von Luther heraufbeschworenen Bewegung den erquickenden Strom, der das in Säulniß übergehende Leben der Nation aufzurühren und aufzufrischen berufen war. Gewaltig ergriff auch ihn der kirchliche Eifer und ließ ihn ein namhaftes Werkzeug der Reformation in Oberdeutschland werden.

So war der Mann geartet, mit dem das Kloster Gengenbach es jetzt zu thun bekam: zügellos in jeder Beziehung, verschwenderisch wie kein zweiter, über die Maßen gewalthätig und fehdelustig und zu allem hin noch überzeugter Anhänger der neuen Lehre. Wahrhaftig, es war kein gütiges Geschick, das gerade ihn zum Schutzherrn des Klosters machte; denn in der That erwies er sich, wie ein späterer Zeuge sagt²⁸⁾, „als des Gotteshauses wahrer Sturz- und Sturmherr“. Die früher (vgl. o. S. 6) geschilderten Conversionspläne boten einem rücksichtslosen Vogt unvergleichliche Gelegenheit im Trüben zu fischen, und Wilhelm war rücksichtslos. Die vom Papsi genehmigte Umwandlung des Klosters in ein Herrenstift inhibierte er, zunächst wohl aus keinem andern Grund, als weil man ihm nicht gleich genügende Vortheile dabei eingeräumt hatte. Der Abt suchte das nachzuholen, er überließ dem Grafen eine Anzahl einträglicher Gefälle im Elsaß, sicherte ihm auch Sitz und Stimme bei der Abtwahl und Besetzung einer Kanonikerstelle. Doch Graf

Wilhelm, kühn gemacht durch die drohende Bauernbewegung, beanspruchte nur immer mehr: er verlangte von den neuen Stiftsherren geradezu das Handgelübde, daß sie dem Gotteshaus das Seinige nicht veräußern noch verändern wollten. Und als sie sich dessen mit Recht weigerten, warf er im Einverständniß mit dem Rath der Stadt den ganzen Konvent in Haft. Der Gewaltakt gelang: „der ufführigen, schweren Läufe halber, und weil das regulirt Wesen keiner Besserung zuversichtlich sei“, verstanden sich die Mönche im Februar 1525 „freiwilliglich“ zu einem Vertrag²⁹⁾ mit dem Fürstenberger, wonach sie alle pensioniert, das Klostervermögen aber fortan gemeinsam vom Grafen als Kastvogt und vom Stadtrath verwaltet werden sollte. Damit war das Kloster so gut wie säkularisirt.

War es nackter Eigennutz, der unsern Graf bei solchem Vorgehen gegen das Kloster leitete? Dann war seine Aufführung gewiß unverzeihlich. Die Sache lag doch etwas anders. Man beachte ja, daß mit dem Fürstenberger die Stadt Hand in Hand ging, und daß Graf und Stadtrath in jenem Vertrag versprochen, „daß der Gottesdienst hinfürther seinen Fürgang in guter, beständiger Ordnung gewinnen und behalten solle“. Also für die Bedürfnisse des neu geregelten Gottesdienstes wollte man das beschlagnahmte Klostergut nutzbar machen, es in den Dienst der „neuen Lehre“ stellen, die damals allem Anschein nach in Gengenbach festen Fuß gefaßt hatte.

Die Säkularisation sollte dem Kloster alsbald zum Heil gereichen. Noch in demselben Jahre 1525 brach bekanntlich der Bauernkrieg los, der sich in der Ortenau bezeichnenderweise hauptsächlich gegen die verhaßten Klöster richtete. Schon im vorhergehenden Jahre waren alle Zehnten und Leibfälle von den Bauern zurückbehalten worden. Jetzt wurde Schuttern und Ettenheimmünster ausgeplündert, dasselbe Schicksal dem Kloster Gengenbach gedroht: „man werde es überfallen, einnehmen und verderben“³⁰⁾.

Graf Wilhelm konnte das Kloster nicht beschirmen. Der Bauernkrieg rief ihn nach Schwaben. Mit 3000 Mann, die er „trotz erschrockenlichen Mangels an guten Anechten“ in kürzester Frist auf die Beine gebracht hatte, stieß

er zum Heere des Truchseß von Waldburg. Dieser übertrug ihm das Kommando über sein gesamntes Fußvolk, und Graf Wilhelm war es in erster Linie, der die Gefechte bei Böblingen und Sindelfingen entschieden hat.

Neun Monate lang hielt ihn diese Thätigkeit fern von seinen Landen, die inzwischen sehr von den Bauern litten³¹⁾. Auch das Kloster Gengenbach hätte wohl daran glauben müssen, wenn nicht die Bürger der Stadt und die Bauern des Gebiets sich zu seiner Rettung zusammengeschlossen hätten. Die ganze Gemeinde, Bürger und Bauern vereint, ermächtigten den Rath, „um Schlimmerem vorzubeugen, das Kloster einzunehmen, damit es für sie und ihre Nachkommen gerettet werde“. Das geschah. Dem Konvent wurde Sicherheit und Pension gewährleistet, sodann ein Brief beschworen, worin die Gemeinde gelobte, die Stadt dem Reich zu erhalten und sich tapfer zu wehren mit aller Mannschaft. Durch umsichtige Maßregeln wurde der Friede in der Stadt auch wirklich aufrecht erhalten und so das Stift zwar nicht vor schweren Verlusten, doch vor gänzlicher Verwüstung bewahrt.

Leider ging der ganze Gewinn nur zu bald wieder verloren. Noch in demselben Jahr, kurz nach Vernichtung der Bauernschaaren bei Königshofen, verfügte das Reichsregiment, daß der Vertrag zwischen Fürstenberg, Stadt und Kloster nichtig sei, die Occupation desselben sofort aufgegeben werden müsse. Selbst die Zehnten, der große wie der kleine, wurden wieder eingerichtet, und die Gengenbacher mußten froh sein, daß wenigstens die nachträgliche Bezahlung der zurückgehaltenen Gefälle erlassen wurde.

Und kaum war der alte Zustand wieder hergestellt, als die Konventualen rücksichtsloser denn je ihre Interessen verfolgten. Anstatt ihr verwahrlostes Wesen zu bessern, waren sie nur auf das eine bedacht, daß dem Adel, dieweil das Kloster dessen „Spital“ wäre, nichts daran entzogen würde. Sie kamen schon im Jahre 1529 wieder mit dem Plan der Umwandlung in ein weltliches Stift, wogegen wiederum Stadt und Pfandherr einmütig Einspruch erhoben.

Und dabei blieb es nicht. Der „wilde Graf“ wäre nicht er selbst gewesen, wenn er seinen

Unmuth über die Kassation des Vertrags so einfach hinuntergeschluckt hätte. Im Jahre 1527 beschwerte sich das Kloster in aller Form über die Art, wie der Graf die Vogtei handhabe und des Reichsregiments Mahnung zum Frieden geflissentlich mißachte³²⁾: „mit überschwenklichem Zureiten seiner Reiter und Diener habe der Graf sie dermaßen überladen, daß sie deren beständig 2—5 hätten unterhalten müssen. Vergangenen Herbst hab' seine Gnad drei Fuder Wein vom besten Gewächs haben wollen zu einer Verehrung“ und was dergleichen Thikanen mehr waren.

Auf diese Klagen hin verlangte nun das Reichsregiment, daß der Graf dem Abt die vollkommene Administration wieder einräume, und stellte die Entsendung einer Kommission in Aussicht. Das half: am 20. November 1527 kam zu Speier ein Vergleich zu Stande, wonach dem Grafen allerhand Fuder Wein zugesagt, dem Kloster aber der große Zehnte freigegeben und das Klostersiegel wieder ausgeliefert wurde.

Auch die Stadt war voll Unmuth, daß ihr die schon erlangte Verfügung über allerhand Klostermittel wieder entzogen worden war. Sie verlegte sich aufs hartnäckige Petitionieren und suchte zu retten, was irgend zu retten war. Zunächst machte sie einige administrative Forderungen jetzt mit allem Nachdruck geltend: die Besetzung der Vikariate solle Propst und Rath umschichtig zustehen, „damit ihre Bürgerkinder auch versehen werden möchten“. Vor allem müsse die Martinspfarre städtisch werden. Die „außerhalb vorhandenen“ Häuser und Güter von Klosterleuten sollten steuerbar sein, im Gebiet der Stadt müsse auch der Konvent den städtischen Satzungen gehorsamen, im besondern dem Gebot sich unterwerfen, „vermöge dessen nach 9 Uhr Nachts sich niemand auf der Straße betreten lassen dürfe“. In Kriegszeiten solle gleich andern Bürgern auch die „Pfaffheit“ mit ihrem Gewehr vor das Rathhaus kommen und des Bürgermeisters Bescheid gehorsam sein. Bei fremden Handwerkern solle sie nicht arbeiten lassen.

Anderere Forderungen des Raths bekunden, daß der reformatorische Geist in der Stadt bereits zur vollen Herrschaft gelangt war. Sie betreffen die Schule, die Predigt und Armenpflege, also

Gebiete, welche von der alten Kirche vernachlässigt, von den Evangelischen aber nachdrücklich in Arbeit genommen wurden. Der Rath, so wurde verlangt, müsse das Kloster, das die Schule bisher unordentlich und übermäßig fahrlässig gehandhabt, zu besserer Verwaltung anhalten dürfen. Unerläßlich sei ferner die Verlegung der Pfarre von St. Martin in die Stadt, „weil an Sonntagen, wo man (d. h. die auf städtische Kosten berufenen Prädikanten) in der Pfarre pflegt zu predigen, oft nicht vier Mann in der Stadt bleiben, was in ufrührischen Läufen für die Sicherheit sehr gefährlich“. Ferner sei der Spital im Kloster mit namhaften Gefällen bedacht zur Pflege und Unterhaltung der Armen, die jedoch seither wenig davon verspürt hätten, indem der Konvent die Gefälle selbst verzehrt habe. Das wünscht der Rath jetzt abgestellt.

Wie zu erwarten stand, erkannte das Kloster keine dieser städtischen Forderungen an; nur bei Besetzung der Pfarrstellen versprach es die Bürgersöhne zu bevorzugen. Doch die Städter ließen nicht locker. Es handelte sich für sie um Lebensfragen, besonders auf dem Gebiet der seit Luther so hoch in der Werthschätzung gestiegenen Jugendbildung. In einer „Gegenverwahrung“ betonte die Stadt, daß die Schule notorisch Jahre lang verwahrlost gewesen; sie verlangt bestimmte Reformvorschläge, sie droht, die Kinder, „über welche nur der Rath, nicht der Abt zu gebieten habe“, an anderen Orten zur Schule zu schicken.

Zu einem definitiven Austrag kam es noch im Jahre 1529 nicht. Im Gegentheil hören wir, daß, nachdem nochmals ein Schiedsgericht angerufen war, die Gengenbacher auch den kleinen Zehnten dem Kloster wieder zuerkannten, obgleich dieser im Renchener Vertrag von 1525 ausdrücklich abgeschafft worden war. Das Gotteshaus aber bot keinerlei Gegenleistung. Anstatt dem weiß Gott berechtigten Ruf nach Reform Raum zu geben und ernsthaft eine Besserung anzubahnen, holte man wieder einmal den alten Lieblingsplan der Konversion hervor. Doch der Rath verlangte Frist für die Verwandlung, bis die Irrungen zwischen Stadt und Kloster geschlichtet seien — und diesmal drang er mit seinem Anspruch durch.



3. Die neue Lehre. Der abtrünnige Abt.

Der Tiefstand des Klosters in finanzieller, wie vor allem in sittlicher Beziehung, leistete natürlich dem Eindringen reformatorischer Gedanken den denkbar größten Vorschub. Was Luther dem alten Kirchthum vorwarf, in Gengenbach hatten es die Bürger täglich vor Augen und litten schwer darunter.

Dazu kam der Eindruck, den die Reformbewegungen in der näheren und ferneren Nachbarschaft auf die Gengenbacher machen mußten. In Straßburg, dessen Einfluß auf das Rinzighäler Leben im Zeitalter Luthers ganz besondres spürbar war, hatten Meister und Rath schon im Jahre 1523 angeordnet, nichts anderes als das heilige Evangelium dem christlichen Volk zu predigen. Nicht viel später, nämlich anno 1526, finden wir auch das nahe Offenburg in voller Thätigkeit, die Reformation einzuführen und statt ihrer adligen Pfarrherren, die meist in Straßburg wohnten und selten oder nie die Offenburger Kanzel betraten, Prädikanten anzustellen. Und um dieselbe Zeit mehrten sich auch in Gengenbach die Anzeichen, daß die Bürgerschaft mehr und mehr zur neuen Lehre sich bekehrte. Ich erinnere an das lebhafteste Interesse für Besserung der Klosterschule, an den ungeheuren Zulauf, welchen die Prädikantenpredigten in der Martinskirche hatten, an das Verlangen nach geordneter Armenpflege; doch das erste ganz unzweideutige Zeugniß³³⁾ für den Sieg des Evangeliums ist die im Jahre 1529 geschehene Aufnahme flüchtiger Protestanten aus Rottweil.

Mit dem Jahre 1527 hatte das Evangelium in der alten Neckarstadt rasch an Boden gewonnen, doch nur bei den kleinen Gewerbsleuten und ihrer Vertretung, nicht in den Kreisen des Raths. Der Rath hielt vielmehr zur alten Kirche und verfolgte die Neuerer mit ausgesuchter Härte: viele ehrbare Bürger wurden gethürmt, an den Pranger gestellt, ja sogar Hinrichtungen kamen vor. Doch die Neuerung wurde dadurch nicht erstickt, sie wurde nur auf revolutionäre Bahnen gedrängt. Ein richtiger Bürgerkrieg entbrannte. Zwar schien es einigemal, als sollte ein gütlicher

Vergleich zu Stande kommen; doch als König Ferdinand drohte, der fezzerfreundlichen Stadt das vielbeschäftigte und darum nahrhafte Hofgericht zu nehmen, da kannte der Rath keine Rücksicht mehr. Mit bewaffneter Hand warf er die Evangelischen aus der Stadt, verriegelte die Thore und schickte auch Weiber und Kinder ihnen „in der Blöße“ nach. Ein Schrei der Entrüstung durchlief die evangelischen Städte; der Kaiser aber stellte sich ganz auf die Seite des Raths, indem er bei des Reiches schwerer Ungnade und einer Strafe von 30 Mark lötligen Goldes verbot, die

„leidlich gestraften Kottweiler zu haufen oder zu hofen“³⁴⁾.

Und was thaten die Gengenbacher? Trotz dieser feierlichen Verfehlung boten sie acht der flüchtigen Familien mit nicht weniger als 39 Köpfen Obdach und Schutz in ihren Mauern. Das spricht deutlich.



Im Jahre 1531 starb Philipp von Eselsberg. Sein Nachfolger war Melchior von Hornock³⁵⁾ (1531–40), aus einem schwäbischen Geschlecht, das im nahen Hornberg begütert war. Er war entschieden noch zu jung für die Abtswürde. Doch der Fürstenberger begünstigte seine Wahl, da er an Melchior ein gefügiges Werkzeug seiner Pläne zu gewinnen hoffte. Der Neuerwählte mußte alsbald dem Grafen 200 fl. ausbezahlen, und um diese flüssig zu machen, das Silbergeschirr des Klosters versetzen. Mit Schulden kam der neue Abt ins Amt, mit Schuldenmachen fuhr er fort, denn er war womöglich noch verschwenderischer als seine Vorgänger. So mußte schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt

die Güterverwaltung einem vom Kastvogt gesetzten Schaffner übertragen werden.

Natürlich war ein Abt wie Melchior gänzlich ohnmächtig gegenüber den Fortschritten, welche die evangelische Bewegung damals in Gengenbach machte. Wir wissen über seine Stellung zur Reformation leider nur mangelhaft Bescheid; nicht einmal das steht fest, wann und warum er Luthers Lehre annahm, ob er als Apostate oder, wie andere wollen, als reuig bekehrter Katholik gestorben ist. Jedenfalls waren es keine lauterer

Motive, die ihn der Reformation in die Arme trieben, dafür bürgt seine übrige Lebensführung. Der Leichtsin, mit dem er seines Amtes waltete oder vielmehr nicht waltete, war doch auch für einen Gengenbacher Abt unerhört. Zum Glück für das Gotteshaus hatte er an Prior Friedrich von Keppenbach einen Kleriker neben sich, dem das Wohl des Klosters ein Anliegen war und der bei seiner

sparfamen, ja geizigen Art des Abts Verschwendung nicht lange ruhig mit ansehen konnte. Schon im April 1532 verklagte er, zugleich im Namen des Konvents, den Prälaten beim Straßburger Bischof³⁶⁾. Dieser lud die Parteien auf den 4. Mai zur Verhandlung nach Zabern vor. Abt Melchior rechtfertigte sich hier, so gut er konnte, doch scheint er von seiner Unschuld niemand überzeugt zu haben: der Bischof gab ihm zu verstehen, daß er füglich sein Amt verwirkt habe. Nur in Ansehung seiner Jugend wolle man noch länger eine Probe mit ihm machen.

Melchior bestand diese Probe in nichts, der Prior Keppenbach sah sich schon im Juni 1532 zu einer neuen schärferen Klage³⁷⁾ veranlaßt.

Der Bischof befahl nun, daß der Abt sich ein Jahr lang des Regiments zu entäußern habe. Melchior schien anfangs gehorchen zu wollen; aber als er bemerkte, daß der Fürstenberger seinen Rücktritt mißbilligte und hintertrieb, da wuchs ihm der Kamm. Er bedrohte den Prior, „so er sich des Regiments unterziehe, dürfe er im Kloster nit sicher sein“, und blieb thatsächlich im Amte. Graf Wilhelm aber hielt den Augenblick für günstig, um von seiner Kreatur nochmals 200 fl. als „Steuer zum Dürckenzug“ zu erpressen. Als der Konvent dagegen protestierte, ließ der Graf verlauten, „er wiß wohl, wo er's nehmen solle“. Auch auf einer Tagfahrt zu Straßburg im September dieses Jahres bestand er anfänglich ganz ungeniert auf seiner völlig unberechtigten Forderung von 200 fl. Nachträglich ließ er freilich davon ab und willigte sogar in die Bestrafung seines Schützlings ein; „mög' mein gnädiger Herr von Straßburg den Abt wohl ziehen, ist mir lieb“.

Hier in Straßburg wurde damals auch ein „Vorschlag“ aufgesetzt, wie dem Gotteshaus zu helfen sei; die Gastereien hätten aufzuhören, das überflüssige Gefinde sei zu entlassen. Der Abt dürfe wöchentlich für seine Person einen Gulden beanspruchen, „damit er auch vergnügt sein soll“. Im November kam der Bischof selbst nach Gengenbach, um den Vorschlag zu vollziehen. Der Abt fügte sich in alles, doch mit seinem verhassten Ankläger, dem Prior, am gleichen Tisch zu essen, erklärte er für unmöglich. Bezeichnend für die wirthschaftliche Lage des Klosters ist die Mahnung, welche bei dieser Gelegenheit an die Stadt ergeht, ihre Gülden und Zinsen pünktlicher zu bezahlen; noch bezeichnender die Zumuthung an Abt und Prior, aus ihren großen Revenuen dem verschuldeten Stift eine Weiststeuer zu geben, was auch dann vom Prior mit 30 fl. jährlich geschieht.

Schon damals war im Kloster großer Mangel an Konventualen; diese erklärten dem Bischof, den Gottesdienst mit ihrer kleinen Zahl nicht mehr nach Gebühr bedienen zu können: „der Adel sei dieser Zeit nit geneigt, seine Kinder in's Kloster zu thun, darum möge es freigestellt werden, auch ehrbare Bürgerskinder als Novizen aufzunehmen“. Leider scheint der Bischof dies

einziges Mittel, wodurch dem Kloster noch geholfen werden konnte und später auch geholfen wurde, keiner Beachtung gewürdigt zu haben.

Lange sollte Melchior von Horneck nicht „stillgestellt“ bleiben. Schon im September des nächsten Jahres (1533) ließ ihn der Fürstenberger wieder gnädiglich zu seiner Administration kommen, wofür der Abt gelobte, nichts, rein gar nichts ohne des Grafen Genehmigung vorzunehmen. Nicht der Abt, sondern der Fürstenberger war jetzt Herr im Kloster. Der Prior bekam das bald zu empfinden: „kein Zug versagt der Abt dem Grafen, was er an ihn begehrt“, klagt er im Oktober dem Bischof. Diesem aber fehlte offenbar Zeit und Macht, der heillosen Verwirrung ein Ende zu machen. Erst im Jahre 1535 hat er sich, soweit wir wissen, um Gengenbach wieder gekümmert. Was der Prior auf seine Anfrage berichtete, war das alte, traurige Lied: der Abt halte kein Gebet, sei die ganze Charwoche nicht zur Kirche gekommen. Schon seit Jahresfrist trage er kein Ordensgewand, sondern weltliche Kleidung; er schere sich auch keine Krone mehr, also daß man nicht denken sollte, daß er ein Abt wäre. In der Regierung sei er noch immer nichts nütze, weit über 1000 fl. habe er allein in diesem Jahre auf seinen eigenen Leib verthan. Seine Mütze — bereits die vierte seit seiner Stuhlbesteigung — halte er unverschämt offen auf der Abtei und zwar so köstlich, daß sie sich in Kleidung wohl dem Adel vergleiche. Er spiele viel; im Zutrinken sei er ungeschickt genug, denn so er trunken, wolle er hauen und stechen zc. —

Es scheint, daß Abt Melchior, um so unbequemen Beurtheilungen und Anklagen sich ein für allemal zu entziehen, gerade damals, „mitten in den größten Troublen“, zum Protestantismus übertrat.



4. Die Gengenbacher Schule. Kaspar Sedio und Matthias Erb.

Die Gengenbacher Schule war, wie das die Regel bei Klosterschulen, nicht als Volksschule gegründet worden, sondern als Bildungsanstalt

für die Söhne des heimischen Adels. So steht es im Gründungsbericht³⁸⁾, so war es die Jahrhundert her gehalten worden. Wenn die Gengenbacher jetzt diese Adelschule als Bürger-, ja als Volksschule in Anspruch nehmen wollten, so entsprach das gewiß dem Geiste der Neuzeit, aber auf dem Boden des strikten Rechts befanden sie sich nicht mit ihrer Forderung, ganz gewiß nicht, so lange das Kloster ausschließlich aus eigenen Mitteln das Lehrpersonal bestellte. Ebenso wenig hatten die Bürger ein Recht, dem Kloster Vorschriften über seine Schulpflege zu machen. Fehlte, wie dazumal, der adelige Nachwuchs fast gänzlich, so hatte das Kloster in der That kein Interesse daran, sich wegen der Schule in Unkosten zu stürzen.

Begreifen wir solchergestalt die hartnäckige Saumseligkeit des Klosters, so begreifen wir erst recht das ungeduldige Drängen der Bürgerschaft. Auf eine gründliche Schulbildung für ihre Kinder konnten sie unmöglich verzichten, und neben der verlotterten Klosterschule noch eine städtische zu dotieren, überstieg wohl die verfügbaren Mittel. Schon zu Ende des 15. Jahrhunderts vernahmen wir vereinzelte Klagen über die schlimmen Schulverhältnisse; kaum klopfte die Reformation an die Stadtpforten, als die Klagen lauter und häufiger wurden, um nicht mehr zu verstummen. Wir lernten bereits (S. 10) die Beschwerden und Drohungen kennen, welche der Stadtrath im Jahre 1527 in der Schulfrage an das Kloster adressierte: im Jahre 1534 erneuerte sich das Drängen und Drängen. Das Kloster habe, so klagte man, bisher die Schulpflicht unterlassen, also daß ihre Kinder der Lehr' beraubt und ganz „wisflös“ aufgewachsen, das ihnen länger zu gedulden unleidlich sei.

Der Abt entgegnete, nicht ohne Hinterlist, bisher habe der Schulmeister des Klosters mit seinen Knaben dem Konvent beim Singen im Chor behülflich sein müssen; sollte dies so bleiben — was die Bürgerschaft bei ihrer Hinneigung zum Protestantismus nur ablehnen konnte — so wolle das Kloster auch fernerhin für den Lehrer sorgen. Was der Abt erwartet hatte, geschah. Der Rath verwahrte sich gegen diese Verwendung der Knaben: dadurch mußte die Jugend die best'

und zu der Lehr bequemste Zeit im Chor vertreiben; kein Schulmeister, der vor andern geschickt und gelehrt, werde sich dessen unterwinden. Schließlich kam durch Vermittlung des Fürstenerbers eine Vereinbarung zu stande: der Schulmeister, heißt es darin, soll auf gemeinsame Kosten von Rath und Kloster bestellt werden, indem letzteres Behausung und Beholzung nebst 30 fl., ersterer 20 fl. und von jedem Zögling 8 Schilling Schulgeld aufbringt; die Armen soll der Meister um Gottswillen lehren, zum Chorsingen aber nicht verpflichtet sein³⁹⁾.



Zwei Persönlichkeiten sind es vor allem, welche um Kirche und Schule zu Gengenbach sich in den dreißiger Jahren namhafte Verdienste erwarben: Kaspar Hedio und Matthias Erb. Beide stammen aus Ettligen, beide verlebten ihre Lehr- und Wanderjahre auf schweizerischem Boden, beide widmeten ihre beste Kraft der Reformation am Oberrhein. Hedio⁴⁰⁾, eigentlich Heyd genannt, war 1494 geboren; er hatte auf der Pforzheimer Lateinschule mit Melancthon, dann als Docent in Basel mit Zwingli Freundschaft geschlossen. Von Basel aus hatte ihn der Mainzer Fürstbischof in seinen Dienst berufen; aus diesem war er im Jahre 1523 geschieden, um Münsterprediger in Straßburg zu werden. Hier in Erwins unvergleichlichem Dom hat er dann mehr als ein Vierteljahrhundert gepredigt und gelehrt unter ungewöhnlichem Zulauf des Volkes. Seinem maßvollen und doch energischen Wesen war es in erster Linie zu danken, wenn die Reformation in der Reichsstadt ohne allen Aufruhr zur Einführung gelangte. Hedio war ein Mann von seltener Vielseitigkeit und gediegenster Bildung; wir finden ihn auf den verschiedensten Gebieten thätig. Neben seinem Predigtamt widmete er vor allem dem Schulwesen Straßburgs schöpferische Fürsorge; die Armenpflege der Stadt hat er recht eigentlich organisiert; für Errichtung guter Volksbibliotheken gab er fruchtbarste Anregung. Und neben dem allen fand der fleißige Mann noch die Zeit zu einer staunenswerthen litterarischen Produktion. Von Jugend an gehörte

der Geschichte sein lebendigstes Interesse⁴¹⁾, und Zeit seines Lebens suchte er durch geschichtliche Belehrung die Volksseele zur Aufnahme der neuen Lehre vorzubereiten. Seine Schriften waren Volksbücher in des Wortes bestem Sinn, sowohl die Uebersetzungen alter Klassiker und Kirchenväter, die er schrieb, als die verschiedenen Chronikbücher, welche er wiederholt herausgab; sie gehörten noch lange nach seinem Tode gleich Bibel und Gesangbuch zum eisernen Bestand in den Straßburger Bürgerhäusern.

Im Jahre 1525 hatte Graf Wilhelm die Bekanntschaft des seltenen Mannes gemacht und ihn alsbald seines besonderen Vertrauens gewürdigt. Auch Hedio achtete am Grafen, was Achtenswerthes an ihm war. Er rühmt in Briefen⁴²⁾ die Liberalität des Grafen gegen Geistliche und Lehrer, er widmete ihm seine „Chronika der alten, christlichen Kirchen“, welche 1530 erschien; vor allem aber ließ er sich gewinnen, 20 Jahre lang dem Fürstenberger in „Anschickung der Pfarrer in der Ortenau und Kinzigthal, sowie in Visitation und Besuchung derselben“ zu dienen. Ein mühsames und wahrhaftig nicht immer dankbares Nebenamt für den vielbeschäftigten Prediger.

Häufig führten ihn jetzt seine Dienststreifen auch nach Gengenbach, und als die Gengenbacher für ihre neu dotierte Schule eine neue Lehrkraft suchten, wandte sich der Rath an Hedio; der aber lenkte die Wahl auf seinen Jugendfreund Matthias Erb.

Dieser, ein angehender Vierziger damals, hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich. Von seiner Vaterstadt Ettlingen war er in jungen Jahren nach Bern gekommen und hatte bei Zwingli's Lehrer Lupulus eine gründliche Schule durchgemacht: eine ungewöhnliche Vertrautheit mit der antiquarischen Forschung verdankte er dieser Berner Studienzeit. Im Jahre 1531 hatte er dann das Amt eines Feldpredigers bei den bernischen Truppen bekleidet und war mit ihnen gegen die katholischen Kantone ausgerückt. Was er in dieser Stellung als Zwingli Berns erlebt und geleistet, verschweigt die sehr lückenhafte Ueberlieferung. Im Jahre 1535 finden wir ihn, anscheinend beschäftigungslos, in Entenfeld bei

Narau; allerhand Nothe bedrängten ihn dort, denen Hedio ihn entriß, indem er beim Markgrafen Bernhard von Baden seine Berufung als Hofprediger nach Baden-Baden erwirkte. Aber der Markgraf starb schon das Jahr darauf. Erbs Badener Stellung war damit unhaltbar geworden, und um nicht aufs neue beschäftigungslos zu werden, folgte er dem Rufe der Gengenbacher und wurde der Meister ihrer Schule.

Hedio, der seine Berufung vermittelt hatte, sorgte auch ferner treulichst für sein Wohlergehen, und Erb bedurfte seines freundschaftlichen Zuspruchs sehr, denn das Gengenbacher Lehramt fiel ihm sauer. „Laß mich wissen“, schrieb ihm Hedio am 3. Januar 1537, „wenn Dein Schuldienst Dir zu hart ist. Der Herr hat Dich mit solchen Gaben ausgestattet, daß wir leicht Deine Stellung ändern können.“ Des öftern muß Hedio dem Freund seinen Wahlspruch: „Werd' nit matt“ aufmunternd zurufen. Vielerlei ließ in Gengenbach zu wünschen übrig, und ganz besonders der religiöse Eifer und Ernst seiner neuen Mitbürger machte unserm Erb oft Kummer.

Es ist ordentlich ergreifend, Hedio's damalige Briefe an Erb zu lesen: wie läßt er es sich ein Anliegen sein, daß es dem Freund an nichts gebräche, daß ihm sein Einkommen aufgebeßert werde, seine Lehrthätigkeit freie Bahn gewinne. Aber bei dem besten Willen gelang es ihm nicht, die Stellung Erbs so zu gestalten, daß dieser sich innerlich befriedigt fühlte.

Abt Melchior war, nach Andeutungen in Hedio's Briefen zu schließen, von Gengenbach in jener Zeit ganz fortgezogen. Bequemlichkeit hatte es ihm empfohlen, die Konfession zu wechseln, Bequemlichkeit empfahl es ihm jetzt, nach Straßburg zu verziehen, wo er weniger von seinen Mitbürgern behelligt wurde und seinen niederen Liebhabereien ungenierter fröhnen konnte. Und der Bischof von Straßburg, dessen mächtiger Arm sonst so gern den Gengenbachern sich fühlbar machte? Er scheint in dieser Zeit wie ausgeschaltet. Der Abt fragt nichts nach ihm, die Städter desgleichen. Ein anderer ist jetzt Bischof im Kinzigthal, Hedio. Oder erinnert es nicht an bischöfliche Machtvollkommenheit, wenn Hedio seinen Freund Erb nach Straßburg entbietet,

um mit ihm zu verhandeln „über die Religion, die Ceremonien, den Katechismus, die Ehehandlung, das Sittenregiment, ferner darüber, wie die Rathsherrn zur Eintracht zu bringen seien, und wie sich gegen den Abt einschreiten lasse, falls er mit seiner Bosheit (?) fortfahre, endlich, wie man seine

Diener zur Ordnung zwingen könne“. Ueber alle diese Punkte

hatten die Gengenbacher Hedio's Rath erbeten, eine wahrlich weitgehende

Vertrauensstellung ihm damit eingeräumt.

Und dabei gehörte Hedio nicht etwa zu denen, die gern alles an sich reißen. „Nach

meiner Art“, schreibt er dem Freund, „bin ich ein Zauderer. Ich warte auf den Ruf, dränge mich nicht ein.“ Be-

sonders gern scheint man sich seiner Hilfe bedient zu haben, wenn es galt, den Abt für kirchliche Zwecke in

Anspruch zu nehmen. Denn wo Opfer gefordert wurden, machte der protestantische Abt⁴³⁾ von seinem Protestantismus keinerlei Gebrauch, sondern wehrte sich wie ein Held für die Klosterkasse. Doch Hedio verachtete das Aebtlein gründlich: „Um des Abts Verfluchungen kümmerere ich mich nicht, es sind Donnerschläge aus einem Becken.“ Unbeirrt durch sein Schelten betrieb er die Besser-



stellung der Prädikanten aus dem Klosterfond: dies Ziel schien ihm großer Mühe werth.

Erbs Stellung in Gengenbach blieb nach wie vor eine schwierige, und so freute sich Hedio von Herzen für ihn, als er im Spätjahr 1537 von Herzog Georg von Württemberg die Stelle

eines Superintenden-
denten zu Reichenweier im Oberelsaß angeboten bekam.

Hedio rieth dem Freund, die Stelle anzunehmen; für die Gengenbacher Schule werde sich schon ein Ersatz

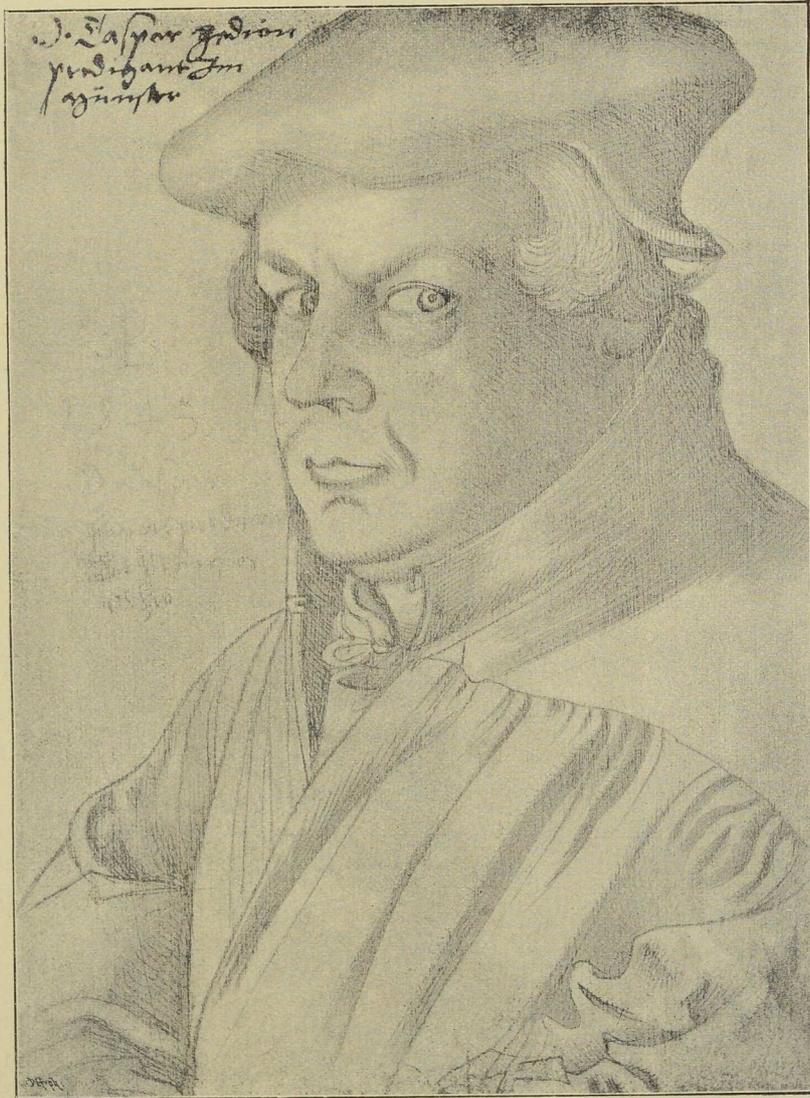
ermitteln lassen; leichter fänden sich Schulmeister als Bischöfe. Im nächsten Jahre siedelte Erb nach Reichenweier über, wo er 24 Jahre lang in Kirche und

Schule eine glänzende reformatorische Thätigkeit entfalten sollte. Mit dem Flor der Gengenbacher Schule aber, die er in zwei kurzen Jahren

„berühmter gemacht hatte als sie je gewesen“,

war es aus und vorbei. Erbs Nachfolger, Dionysius Reuchlin⁴⁴⁾, war ein „guetter Gsell, doch böser Kindsvatter“. Jetzt erst erkannten die Gengenbacher, was Meister Erb ihnen gewesen.

Der Verfall ihrer Schule ging besonders auch unserm Hedio nahe; er wußte, wie viel an der Bildung der Jugend gelegen war und wie es wesentlich von dieser abhing, ob die „christliche



Kaspar Hedio. Handzeichnung von Hans Baldung Grien.
(Nach M. Rosenberg, Skizzenbuch.)



Republik“ sich mehr oder mindern würde. Gengenbach lag ihm nun erst recht am Herzen, und ohne Zweifel ist es sein Verdienst, wenn die Stadt in den dreißiger Jahren unentwegt an der neuen Lehre festhielt, sich allenthalben offen und frei zum Protestantismus bekannte und bei Religionsgesprächen und anderen Versammlungen der evangelischen Stände sich fleißig vertreten ließ⁴⁵⁾. Es gehörte dazu um so größerer Muth, als im benachbarten Offen burg der anfänglich so große Eifer⁴⁶⁾ für die Kirchenreform schon im Jahre 1531 ganz erkaltet, ja in Feindseligkeit gegen die Evangelischen umgeschlagen war. Der dortige Rath hatte richtig erkannt, wie vortheilhaft es sein müsse, wenn neben dem eifrig reformierenden Straßburg Offenburg eine Zuflucht für flüchtige Anhänger des alten Glaubens bilden würde. Der Erfolg hatte ihm durchaus Recht gegeben: viele Straßburger Chorherren hatten sich und ihre oft reiche Habe nach Offenburg in Sicherheit gebracht, viel katholischer Landadel war nach der Stadt gezogen und hatte ihren Wohlstand erhöht⁴⁷⁾.

Wenn Gengenbach diesem verlockenden Beispiel nicht folgte, sondern bekenntnistreu blieb, so war das, wie gesagt, vor allem Hedio's Einfluß zu danken. Dieser Einfluß war um so maßgebender, als hinter ihm, wie kein Geheimniß war, der Pfandherr der Landschaft, Graf Wilhelm, stand. Dieser wußte Hedio's treue, uneigennützig dienste sehr wohl zu würdigen und dankte sie durch unbedingtes Vertrauen; sie waren ihm um so schätzenswerther, als er selbst in diesen Jahren fast immer außer Landes weilte.



5. Der deutsche Franzose.

So finden wir ihn im Jahre 1528 in kaiserlichen Diensten in Italien. Nicht nur mit fünf Fähnlein erlesenen Kriegsvolks, sondern auch mit Geldvorschüssen diente er damals Karl V., „seines Leibes und Lebens nicht schonend“. Die Gnade des Kaisers, die er sich damit erwarb, verscherzte er freilich bald wieder durch den hervorragenden Antheil, den er im Jahre 1534 an der Heim-

führung Herzogs Ulrich von Württemberg nahm. Mit an die 6000 Knechten stieß er damals zum Heere Philipps von Hessen und trug wesentlich bei zum Laufener Sieg über die Oesterreicher. Die Beziehungen, in welche er bei diesem Anlaß zu dem Haupt der deutschen Protestanten, dem Landgrafen, trat, waren nicht nur freundlicher Art. Der Landgraf und der Fürstenberger waren in mancher Hinsicht allzu gleichgeartete Naturen, als daß ihre Berührung eine angenehme hätte sein können. In ihrem Kriegsmuth, ihrem Ritterstolz, ihrer Neigung zu bissigem Gespötte, auch sonst in mancher Liebhaberei waren sie einander zum Verwundern ähnlich. Es konnte nicht fehlen, daß Wilhelm dem Landgrafen viel Ursache zum Mißvergnügen gab: sie schieden aus diesem Feldzug als Gegner, um so mehr als Philipp dem Fürstenberger statt der angeblich ausbedungenen 10000 fl. nur 3400 fl. ausbezahlte⁴⁸⁾.

Im Jahre 1535 trat Wilhelm — in französische Dienste. Schon in den zwanziger Jahren hatte er einmal vorübergehend im Sold des französischen Königs Franz I. gestanden, trotz seiner Stellung als kaiserlicher Landvogt und trotz des ausdrücklichen, kaiserlichen Verbots. Jetzt ließ ihn sein abenteuerlicher Sinn zum zweiten Male alle Rücksichten gegen das Vaterland beiseite setzen und dem Erbfeind sich verkaufen, ein unverzeihlicher Schritt in unseren Augen, den aber seine Zeitgenossen viel milder beurtheilt haben: war es ja doch nur der undeutsche Spanier, dem er die Treue brach.

Der französische König nahm ihn mit offenen Armen auf; was er an ihm schätzte, waren vor allem seine unvergleichlichen Beziehungen zu deutschen Landsknechten und Landsknechtsführern, denn diese waren damals in ganz Europa die gefürchtetsten. Wo immer der Fürstenberger seine Werbetrommel rühren ließ, da strömten die abenteuerlichen Gesellen zuhauf, mochte auch sonst der größte Mangel daran sein. Der Graf verstand sich auf die wilden Knechte, er sorgte, daß man sie reichlich löhnte, denn „anders taugs nitt mit dem Kriegsvolk“. Vor allem die Hauptleute wußte er an sich zu fetten; sie waren nur ihm verpflichtet, er wahrte stets sich allein die Gewalt „sie anzunehmen und zu urlauben,

sonst gäben sie nichts auf ihn⁴⁹⁾. Wird man nicht unwillkürlich etwas an Schillers Wallenstein erinnert?

Damals versuchte er auch die oberdeutschen Protestanten auf die französische Seite herüberzuziehen, zum wenigsten die Erlaubniß zur Truppenwerbung in ihren Landen zu erlangen „mit einem Gewalt und einem Trutz, darinnen er vor mehr Sachen hinausgebracht“⁵⁰⁾. Gegen 6000 deutsche Knechte sammelte er so unter französischer Fahne und machte an ihrer Spitze den piemontesischen Feldzug 1536–38 aufs rühmlichste mit. Anfangs kam es zu blutigen Streitigkeiten zwischen den französischen und deutschen Knechten: „Graf Wilhelm hat sie wieder von einander brocht, doch ist er durch sin Hut geschossen worden.“ Seinem persönlichen Muth, der auch den rohen Söldnern imponierte, war es zu danken, wenn sich in der Folge die verschiedenen Nationalitäten im französischen Heere vertrugen. König Franz war mit dem Grafen höchlichst zufrieden: nach einer Heeresmusterung schenkte er ihm eine goldene Halskette im Werth von 1000 Kronen, später verehrte er ihm werthvolle Güter bei Metz. Der Graf weilte viel um den Monarchen, und wenn er auch seinen Einfluß auf denselben etwas übertrieben geschildert haben mag, Thatsache ist, daß Straßburg und andere evangelische Städte ihn während dieser Zeit vielfach als Vermittler zwischen sich und Franz I. in Anspruch nahmen. Der Graf war dabei unermüdlich, seinen evangelischen Landsleuten die letzten Bedenken gegen den Bund mit Frankreich auszureden; andererseits that er alles, um beim König eine bessere Behandlung der französischen Protestanten auszuwirken: „denn soviel ich die Ehr des Allmächtigen mit siener Gnad' kann furdern, wollt' ich ohn' Forcht thun“.

Graf Wilhelm begleitete den König Franz auch zu seiner Begegnung mit Papst Paul III. nach Nizza im Jahre 1538. Bei diesem Anlaß gab er seine stolze und unverhohlene Vorliebe für die Reformation in einer Weise zu erkennen, welche das größte Aufsehen erregte: als nämlich der König und sein hohes Gefolge dem Papst den Pantoffel küßten, weigerte Wilhelm sich dessen trotz ausdrücklicher Aufforderung durch den Conne-

table⁵¹⁾. Muth hatte der Mann, das mußten ihm auch seine Feinde lassen.

Das unnatürliche Dienstverhältniß trug dem „deutschen Franzosen“ übrigens, abgesehen von der reichlichen Löhnung, nur Widerwärtigkeiten ein. Zettelungen aller Art spielten im Hoflager gegen den Fremden, dessen Ruhm man beneidete, dessen Einfluß beim König man mit scheelen Augen überwachte. Der Graf war nicht der Mann, um seine Gegner zu gewinnen: er benahm sich „hochsträuß“ und überwarf sich mit den Mächtigsten bei Hofe. Im Jahre 1539 war seines Bleibens nicht länger, er kündigte den französischen Dienst und kehrte nach Deutschland zurück.

Der Heimgekehrte war als Kenner der französischen Verhältnisse, als Vertrauter des Königs Franz und seiner Politik, als bewährter Kriegermann und Söldnerführer unter seinen Landsleuten eine Persönlichkeit, mit der man rechnen mußte, ob man wollte oder nicht. Er bot seine Dienste den Schmalkaldnern an, und sie waren klug genug, ihn nicht zurückzuweisen. Bezeichnend, wenn auch wenig schmeichelhaft, ist, wie Jakob Sturm, die Seele der damaligen Straßburger Politik, den Grafen beurtheilt. „Er sei ein zorniger Herr, aber gleichwohl dahin gerichtet, stets sein Vorthail zu bedenken. . . . Er (Jakob Sturm) handle mächtig ungeru mit ihm, wiß wohl, daß er sein nicht müßig gang, bis daß er sprech': Lieber laßt mich zufrieden. Denn er sei stets voll so vieler Praktiken . . . und was er einem do zeig, sei gewiß am andern Ort zu finden.“

Es war offenbar aus dem Manne nicht leicht klug zu werden: man konnte manchmal an seiner Aufrichtigkeit und seinem guten Willen, dem Evangelio selbstlos zu dienen, billigerweise nicht wohl zweifeln, und sah sich doch auch wieder veranlaßt, „andere Finanzen und Praktiken hinter allem zu suchen, was er that“.

Es hatte im Jahre 1539, als Graf Wilhelm in die Heimat zurückkehrte, ganz den Anschein, als sollte in kürzester Frist die Spannung zwischen dem Kaiser und den Schmalkaldnern zum Kriege führen. Das benutzte der Graf: wahrscheinlich unterstützt von französischem Geld⁵²⁾, sammelte er nach und nach mehrere tausend Knechte bei Ortenberg, damit er, „wenn der Friede sich zer-

schlüge, rechtschaffene Leut' hätt". Die Ortenau litt schwer unter dieser „uneigennützigem“ Rüstung, wenn auch der gräfliche Amtmann Korn an die Bauern vertheilte und dadurch die Einquartierungslasten etwas gelindert wurden. Zu gleicher Zeit suchte sich Wilhelm die „vornehmsten“ Hauptleute zu sichern, indem er in seinem Hof zu Straßburg „freie Tafel für sie hielt für täglich und alle Mahlzeiten“.

Man begreift es, daß die protestantischen Stände mit dem Grafen rechnen, daß sie ihn, der so uneigennützig für sie den Krieg vorbereitete, durch Verehrungen in gutem Willen behalten mußten, schließlich wohl auch entschädigen mußten, als der „friedliche Anstand von Frankfurt“ den Religionskrieg noch einmal auf unbestimmte Zeit vertagte.



6. Die letzten Jahre vor dem Interim.

Der Graf bekam während der jetzt folgenden, friedlichen Zeit Gelegenheit, sich endlich wieder eingehend und in Person um die Verhältnisse im Kinzigthal zu bekümmern. Es handelte sich besonders um die Stellung, welche dem Gotteshaus Gengenbach in Zukunft eingeräumt werden sollte. Hedio war in dieser wie in so vielen anderen Fragen des Grafen Berather. Am liebsten hätte man jetzt die schon mehrfach versuchte Säkularisation des Klosters definitiv vollzogen. Doch fürchtete man mit Recht, durch eine solche Maßregel den ganzen Ortenauer Adel gegen sich aufzubringen. Da scheint es nun Hedio⁵³⁾ gewesen zu sein, der die Umwandlung des Stiftes in ein gelehrtes Kollegium (coenobium studiosorum) anrieth, weil mehr für den Augenblick sich doch nicht erreichen ließ. Am 9. Februar 1539 wurde zu dem Ende zwischen Abt Melchior und den Beamten des Grafen auf 6 Jahre hinaus ein förmliches Pensionsprojekt⁵⁴⁾ aufgesetzt, wonach der Abt gegen reichliche Verpflegung und Sitz in der Abtei versprach, den fürstlichen Schaffner in allen Stücken ungeniert handeln zu lassen. Dies Abkommen unterschied sich wenig von einer Säkularisation des Stiftes und ließ die reichen Mittel desselben zu einem guten Theil

für das geplante Lehrinstitut und verwandte Zwecke verfügbar werden.

Hedio kam jetzt immer häufiger in die Orte des Fürstenbergischen Gebiets, wo Graf Wilhelm seit seiner Heimkehr aus französischen Diensten (1539) das Reformationswerk offener als vordem betrieb. So arbeitete Hedio im März 1539 im Kinzigthal non sine fructu, so wiederum im August; zu letztgenannter Frist verhandelte er im Auftrag des Grafen und von seinem Amtmann unterstützt wieder einmal über die Aufbesserung der kirchlichen Gehälter, die noch immer völlig unzulänglich waren. „Da der Abt betrunken war,“ schreibt er an Erb, „so verhandelten wir mit dem Prior, und die Sache hatte genau das Ansehen, wie wenn das Schaf vom Wolfe etwas fordert.“

Das Resultat dieser Verhandlungen lehrt uns der $\frac{3}{4}$ Jahre später abgefaßte „Kerffzedel“ kennen, der in drei aneinander passenden, für Abt, Rath und Graf Wilhelm bestimmten Exemplaren ausgefertigt wurde⁵⁵⁾. Er besagt, daß in Zukunft den beiden Prädikanten, sowie dem Schulmeister „als der dritten Person im Kirchendienst“ nicht nur Behausung im Kloster, sondern auch höhere Bezüge aus dem Klostergut einzuräumen seien; er bestimmt des weiteren, „daß den armen Leuten nach des Gotteshaus Vermögen und wie ziemlich ist, rychlich und nach Nordurft umb Gottswillen ausgeteilt werde“. Endlich wurde — und das ist die wichtigste Bestimmung des Kerffzedels — ausdrücklich zugestanden, daß „hinfürter das Predig und andere göttliche Nempter und Befelch und was zum Pfarrdienst gehört, in der Klosterkirchen, statt in der St. Martinsparre vor der Stadt sollen gehalten werden“ (vergl. S. 10). Die verhassten Prädikanten wohnten also jetzt im Kloster und predigten frei in der Klosterkirche — was wollte man mehr?

In demselben Jahre 1540 legte der Graf auch den Zinspfennig, den jede über 12 Jahre alte Person dem Kloster zu zahlen hatte, sowie den Todfall in Verbot, zwei äußerst populäre Maßregeln, welche die Städter noch mehr an die Reform und ihren Beschützer fesseln mußten.⁵⁶⁾ Und während so in Gemeinde, Kirche und Schule ein frisches Leben sich kühner und kühner regte, sah

es im Kloster trauriger als traurig aus. Abt Melchior war meist abwesend und starb im Frühling 1540 fern von seiner Abtei. Außer ihm gab es nur noch einen Konventualen, den schon bejahrten Friedrich von Keppenbach: starb auch dieser noch, so war das Gotteshaus erledigt.

Die völlige Reformierung der Stadt und des Kinzigthals schien nur noch die Frage weniger Jahre. Alles ging nach Wunsch. Immer mehr organisierte sich die neue Kirche und kam auch wirtschaftlich auf festere Füße zu stehen. Die Zahl ihrer Anhänger wuchs, der Feinde wurden weniger.⁵⁷⁾ Wenn gleichwohl die Reformierung der Fürstenbergischen Gebiete auf die Dauer nicht gelang, so liegen die Gründe dazu nicht in den Verhältnissen und Persönlichkeiten des Kinzigthals, sondern in der allgemeinen, politischen Lage Deutschlands und vor allem in dem unglücklichen Verlauf des Schmalkaldischen Krieges. Nur in sehr bescheidenem Umfang hat sich um die Gegenreformation der Mann verdient gemacht, der nach Melchior von Horneck auf dem Gengenbacher Abtsstuhl saß, der uns schon bekannte Friedrich von Keppenbach.

Er war eine engherzige, kleinliche Natur, ohne Muth, ohne Frömmigkeit, aber von lebhaftem Erwerbssinn und sparsam bis zum Geiz, bei der heillosen Zerrüttung der Klosterfinanzen nicht zu unterschätzende Eigenschaften. Einem alten, gänzlich verarmten Breisgauer Geschlecht entstammend, war er früh ins Kloster gekommen und schon unter Abt Philipp (1507--31) Prior geworden. Abt Melchiors ökonomisches Gebaren hatte ihn zum offenen Gegner seines Prälaten gemacht. Trotzdem und obgleich er für seine Person dem Pensionsvertrag vom Jahre 1539 (vergl. v. S. 18) nie zugestimmt hatte, war Graf Wilhelm seiner Wahl nicht zuwider. Offenbar getraute er sich mit dem ängstlichen Manne, den er als „Prior und Konvent“ in einer Person schon mehrfach verhöhnt hatte, unschwer fertig zu werden. Merkwürdigerweise war aber Keppenbach selbst nichts weniger als geneigt, die vakante Prälatur zu übernehmen. Nicht aus mangelndem Selbstvertrauen, nur aus Angst vor pekuniären Opfern. Er fürchtete nämlich, zur Tilgung der gewaltig angewachsenen Klosterschuld könnten leicht auch

an den künftigen Abt Ansprüche gemacht werden. So beantragte er weise, vorläufig nur einen Statthalter statt eines Prälaten zu ernennen. Aber auch dieser Statthalter wollte er selbst nicht werden.

Unserm Grafen war das gleich recht. Aber der Statthalter, welchen er vorschlug, mißfiel dem Bischof höchlichst, und das war nicht zu verwundern. Stellte der Fürstenberger doch einen kaum siebenjährigen Junker aus protestantischem Hause, den Grafen Otto von Eberstein, als seinen Kandidaten auf, offenbar weil dieser bei seiner Jugend zunächst nur ganz geringen Aufwand machen konnte und ein gefügiges Werkzeug der gräflichen Politik zu werden versprach. Der Bischof hatte demnach allen Grund, diesen Plan mit Nachdruck zu bekämpfen. Aber je mehr er sich der Wahl des Ebersteiners widersetzte, um so hartnäckiger bestand Graf Wilhelm darauf; sein Amtmann erhielt Befehl, das Kloster zu besetzen, „damit der Bischof nichts Gewaltigliches fühnehme; niemandt stärkeren solle er hereinlassen, es sei Bischof oder Bader“. Der Bischof seinerseits steckte sich hinter den Prior: er solle sich durch nichts beirren lassen, in Kürze werde seine Ernennung zum Abt vollzogen werden.

Der Prior war in keiner kleinen Verlegenheit; sollte er's mit dem gefürchteten Grafen halten, der ihm „lebenslängliche Versorgung mit ziemlicher Nahrung“ versprach, oder mit seinem Vorgesetzten, dem machtlosen Bischof? Er schwankte in ergötzlicher Weise hin und her: „Das Priorle pleipt nit uff ein Weg“, schrieb der Amtmann an Graf Wilhelm, „denn er als den Kopf uffs Bischof Seiten hängt“. Doch der Graf wußte ihn mit seiner brutalen Sicherheit so einzuschüchtern, daß er schließlich zu allem Ja und Amen sagte. Versprach er doch im April 1540 sogar „die Prediger von Gengenbach im Kloster bleiben zu lassen“⁵⁸⁾ und das nicht abzuthun und zu ändern, was die von Gengenbach in ihrer Kirche gehandelt und geordnet hätten — ein weitgehendes Zugeständniß und Grund genug für Keppenbach, während seines späteren Lebens in Sack und Asche Buße zu thun.

Der Bischof in seiner Ohnmacht beschwerte sich jetzt bei König Ferdinand über die Förderung,

welche der Fürstenberger so ohne Scheu dem protestantischen Wesen angedeihen lasse. Das gab dem Grafen Anlaß, im Spätsommer 1540 in erfreulich muthiger, bekenntnißstolzer Weise sich zu rechtfertigen: „In der Ortenau“, so schrieb er dem König, „ist das Evangelium vor den 20 Jahren gepredigt worden ohn mein Zuthun und sich also in meinem Abwesen (in französischen Diensten) je länger je mehr ingerissen und eingewurzelt, das ichs nit mögen abstellen und seither befohlen, an den Orten und Enden, da es gepredigt würd, nichts anderst zu lehren, dann das klar, luter Wort Gottes ohn einig weiter Zuthun oder Abbruch. Das dann bisher also gehalten worden und kein Neuerung oder Zwietracht gestattet worden und alle Zeit der Oberkeit billich Gehorsam zu leisten gefordert worden, wie sich's dann in der Bauern Uffruhr wohl sehen lassen.“

Wurde Graf Wilhelms Verhalten im letzten Grunde von dem Wunsch bestimmt, das Kloster aussterben zu sehen, so suchte sein Gegner, der Bischof, es vielmehr auf alle Weise zu bevölkern. Er wollte fremde, ja sogar bürgerliche Konventualen dorthin abkommandieren, nur um das klösterliche Leben zu Gengenbach aufs neue in Gang zu bringen. Damit gab er nun freilich dem Grafen eine willkommene Handhabe zum Widerstreit; am 24. September versammelte dieser den Ortenauer Adel zu Gengenbach und stellte ihm das Schreckgespenst eines fremden „eingeflickten“, wohl gar bürgerlichen Abtes recht anschaulich vor Augen. Sie sollten nun auch selber für die Rettung ihres Spitals sich bemühen; er habe sich des zerrütteten Klosters bisher nur deshalb angenommen, „daß man die vom Adel und gute Schulen, sie darin uffzuziehen, erhalten mocht, dann einmal nach Laut der Foundation solches Kloster darumb gestiftet worden“.

Der Graf spielte sich bei diesen Verhandlungen etwas sehr als Freund des Gotteshauses auf, immerhin scheint er jetzt im Gegensatz zu früher bei seinem Verhalten gegen das Kloster weniger den eigenen Vortheil als das gemeine Wohl von Stadt und Land ins Auge gefaßt zu haben.⁵⁹⁾ Was weiterhin zwischen Graf und Bischof noch verhandelt wurde, entzieht sich unserer Kenntniß. Schließlich wurde der Ge-

danke der Statthaltertschaft aus nicht mehr ersichtlichen Gründen fallen gelassen und Prior Keppenbach zum Abt erwählt.

Hedio arbeitete inzwischen, unbeirrt durch dies Gezänke, an der Organisation der Kinzigthaler Kirche fleißig weiter. Im Jahre 1540 unternahm er die fürstenbergischen Pfarreien oberhalb Gengenbachs einer Visitation. „In Harmersbach“, so schrieb er an Erb, „guter Gott, was für ein heißhungeriges, ausgehungertes Auditorium hatte ich da! Die Kirche war ganz gefüllt, vielen entstürzten Thränen, ich selbst war ergriffen von der Wärme des Volks. Sehr richtig hat man gesagt: die Ungelehrten reißen den Himmel an sich. Acht Tage lang war ich auf Visitation abwesend, hielt täglich zweimal Gottesdienst und andere nöthige Besprechungen ab, in so großer Hitze hin- und herreitend, daß ich gezwungen war, am Himmelfahrtstage eilends nach Hause zurückzukehren, wenn ich nicht ernstlich krank werden wollte.“

Hedio berührte auf dieser Reise auch Gengenbach und konnte seinem Freunde Erb am 19. Mai den erfreulichen Bescheid geben, „daß auch dort die Sache des Evangeliums gut stehe“.

Der Zusammenhang des Kinzigthals mit dem protestantischen Straßburg war gerade durch Hedio's Vermittlung andauernd ein sehr inniger. Als im Jahre 1541 zu Straßburg die Pest ausgebrochen war, erlaubte der Fürstenberger auf Hedio's Vorstellungen hin, daß Lehrer und Schüler des protestantischen Gymnasiums nach Gengenbach übersiedelten. Doch kaum war die Uebersiedelung vollzogen, als auch zu Gengenbach die Pest ausbrach und die Schule nochmals, und zwar nach Weißenburg, verpflanzt werden mußte.

Die evangelischen Geistlichen der „Landvogtei Ortenau und Herrschaft Kinzigthal“ bildeten um diese Zeit schon eine ziemlich festgefügte Landeskirche. Von Zeit zu Zeit traten sie zu Synoden zusammen, wo dann Erfahrungen ausgetauscht, Bedürfnisse des kirchlichen Lebens besprochen und in Petitionen dem Landesherrn kund gegeben wurden. Wir kennen etwas genauer die Verhandlungen derjenigen Synode, welche am 31. Mai 1542 zu Haslach tagte. In einem Bittgesuch⁶⁰⁾ an den Grafen erbaten sich die Geistlichen

eine Wiederholung der Kirchenvisitation, wie sie Dr. Hedio in den letzten Jahren abgehalten hatte, durch diesen selbst oder einen andern geeigneten Geistlichen. Sie baten auch um anderweitige Hebung der Kirchenzucht, um Aufstellung einer Kirchenordnung, um Besetzung der noch erledigten Pfarr- und Schuldienste und um entschiedene Abwehr der wieder einmal einschleichenden Wiedertäufer, die besonders in der Abgeschiedenheit des Harmersbacher Thals ihr separatistisches Wesen trieben. Solche Bitten fanden bei Graf Wilhelm jederzeit eine gute Statt. Ganz im Sinne Hedio's ließ er sich die Verbesserung der Pfarrer und Lehrer andauernd ein Anliegen sein; auch stellte er einen eigenen Kirchenschaffner für die geistlichen Gefälle seines Gebietes auf und erklärte allerhand Klosterzehnten in Arrest, so lange der Abt nicht die Pfarrdienste gehörig „versehe“.

Für den Abt war er überhaupt nach wie vor ein sehr unbequemer Schirmvogt.

Das zeigt so recht die rücksichtslose Weise, wie er den

Sohn seines

Freundes Johann von Salm dem Kloster aufnöthigte. Abt Friedrich sollte sich nämlich verpflichten, diesem Junker, wenn er großjährig geworden und seine Primiz geleistet, die Probstei abzutreten. Natürlich sträubte sich der Abt gegen eine solche Zumuthung. Doch der Graf nach



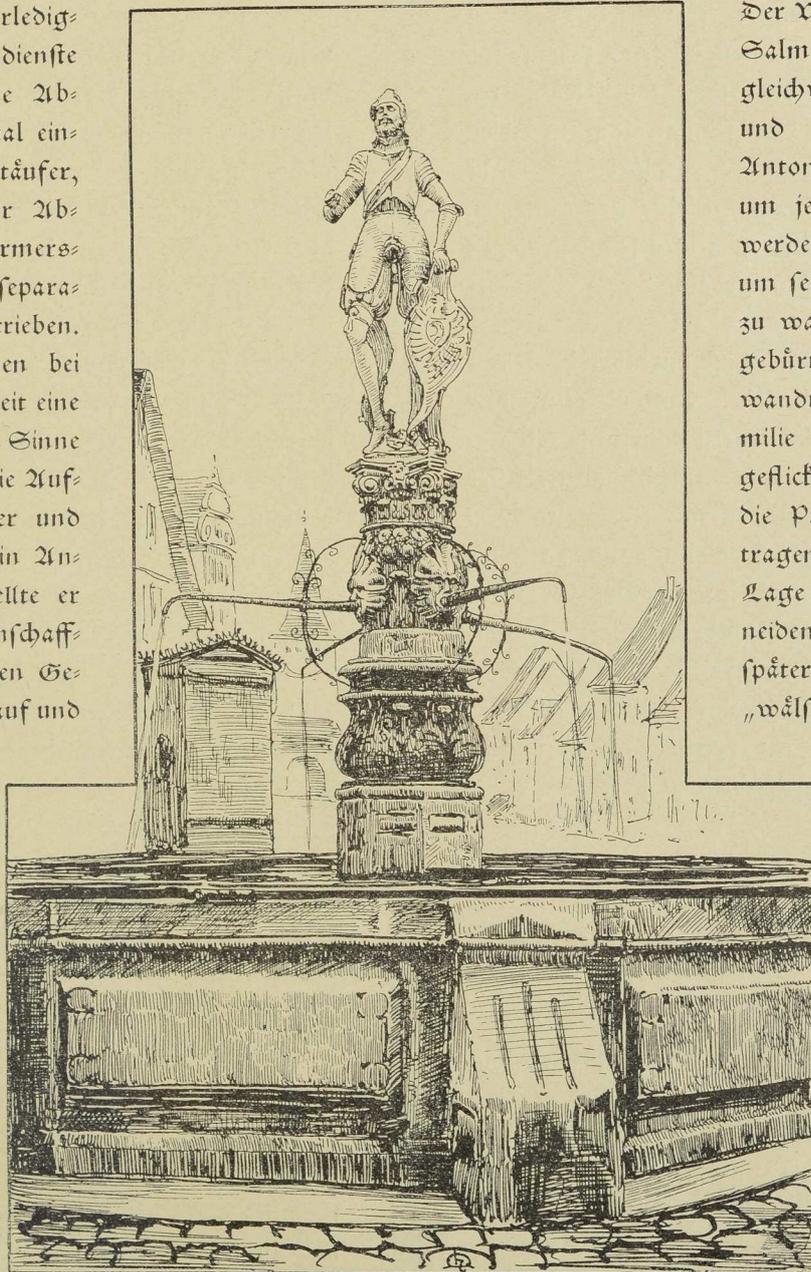
seiner Art machte kurzen Prozeß. Vom Altar der heiligen Meß weg ließ er den Abt nach Ortenberg gefangen führen. Dort lag er eingekerkert, „bis er durch die Gnad Gottes über die Schloßmauern heraus eine große Höhe ge-

fallen und ledig geworden“. Der Vertrag mit denen von Salm kam im Oktober 1543 gleichwohl zum Abschluß, und da der junge Graf Anton noch zu klein war, um jetzt schon eingekleidet werden zu können, so wurde, um seine Ansprüche gehörig zu wahren, ein aus Reims gebürtiger, unehelicher Verwandter der Salm'schen Familie in das Kloster „eingeslickt“ und ihm sofort die Prioratsgeschäfte übertragen. Wahrhaftig, die Lage des Abts war nicht beneidenswerth. Wir werden später sehen, wie jener „wälsche Prior“ mit ihm umsprang.

Im Städtchen Gengenbach war während der nächsten Jahre

das kirchliche Leben noch eher im Zunehmen begriffen. Zu Anfang 1545 erschien dort im Druck ein evangelischer Katechismus⁽⁶¹⁾, für den Unterricht in Gengenbach so-

wie in den Nachbarthälern bestimmt. Das Wappen der Stadt zierte den Umschlag. Auch mit Luther stand der Rath in diesen Jahren in brieflichem Verkehr. Das Jahr 1546 brachte wieder eine Kirchenvisitation durch Hedio. Graf Wilhelm ermahnte damals ausdrücklich seine Unterthanen,



Marktbrunnen zu Gengenbach.



„diesem christlichen Werk sich gehorsam und freundlich zu erzeigen, damit ein gottseliges Leben angerichtet und Gottes heiliges Wort unter ihnen erhalten werde“.

Auch im Juli des folgenden Jahres bereifte Zedio 14 Tage lang das Fürstenbergische Gebiet⁶²). Er ahnte schwerlich, daß es seine letzte Visitation in der ihm lieb gewordenen Gegend sein sollte. Und doch war es so, die Schlacht bei Mühlberg, welche im April 1547 dem Schmalkaldischen Krieg ein für die Protestanten so unglückliches Ende bereitete, brachte in ihrem Gefolge das Interim, und dies hat, wie später zu zeigen sein wird, den Evangelischen des Rinzigtals die Lebensluft entzogen.

Zedio hat diesen Zusammenbruch seines Werkes nicht lange überlebt. Auch in Straßburg unterband das Interim zuletzt seine beste Thätigkeit; den ihm theuern Predigtstuhl im Münster mußte er mit dem des Dominikanerklosters vertauschen. Gleichzeitig meldete sich auch das Alter und brachte körperliche Beschwerden. Doch bewahrte sich Zedio bis zum Tod die alte Arbeitsfreudigkeit. Am 17. Oktober 1552 raffte die Pest den reichbegabten, edlen Mann dahin, nachdem er noch auf dem Sterbebett ein freudiges Bekenntniß seines Glaubens niedergeschrieben hatte.



7. Graf Wilhelms Ende und das Interim.

Im Jahre 1542 war zwischen Karl V. und Franz I. aufs neue ein Krieg entbrannt. Da litt es den „wilden Grafen“ nicht fürder in der Heimath stillen Thälern, unwiderstehlich zog den alten Recken der Kriegslärm an. Diesmal aber stritt der deutsche Fürst auf deutscher Seite. Intriguen französischer Weider hatten ihm vor drei Jahren den Dienst bei Franz I. verleidet; er hatte sich auch gegen den König selbst „gar hochsträuß erzeicht“ und das weitere Verbleiben im französischen Hauptquartier sich unmöglich gemacht. Um ihn auch weiterhin an seine Person zu fesseln, hatte ihn König Franz mit stattlichen Gütern bei Metz beschenkt; allein der reizbare Graf blieb

verschnupft und stellte jetzt seinen tapfern Arm dem Kaiser zur Verfügung. Die Aufgabe, die ihm dieser gab, war ihm in jeder Hinsicht nach dem Herzen: „Bin auch desto geneigter“, schrieb er seinem Bruder, „zu diesem Handel, dieweil der Franzos soweit als nie ins Deutschland kommen ist, damit wir nit von einem fremden Potentaten regiert werden sollen.“ Also ganz bar des Nationalgefühls war er trotz seines abenteuerlichen Reiselaufens in fremde Dienste noch immer nicht. Der nun beginnende Krieg bot ihm reichliche Gelegenheit, wieder gut zu machen, was er als „deutscher Franzos“ bei früheren Anlässen gesündigt hatte. Besonderen Ruhm erntete er durch die nach sechsmonatlicher Belagerung erfolgende Einnahme des festen Luxemburg. Bald darauf wurde er in einem Gefecht bei Chalons durch eine Flintenkugel am Kopfe schwer verletzt. Noch war die Wunde nicht geheilt, noch konnte er keinen Helm wieder tragen, als er am 3. September 1544, bloß von einem Trompeter begleitet, bei Eprenay einen tollkühnen Erkundungsritt unternahm. Unversehens befand er sich mitten unter feindlichen Reitern. Er befahl seinem Begleiter durch kräftige Trompetenschläge seine zurückgebliebenen Leute herbeizurufen. Doch dem Mann war der Schreck in alle Glieder gefahren, also daß er „vor großer Forcht und Verzachheit das Maul nit finden konnte“. Allein auch so gab der Graf sich nicht verloren; wie ein Rasender erwehrte er sich mit dem Schwert der Uebermacht, bis ein Streitkolben auf sein unbehelmtes Haupt niederfuhr und ihn ohnmächtig zu Boden streckte. Trotz seiner Ohnmacht und völligen Wehrlosigkeit wurde er von den rohen Kriegsknechten auch noch gefesselt, so unbarmherzig gefesselt, daß die Bande ihm die Schenkel förmlich zersägten. In diesem Zustand schleppte man den gefürchteten Recken jubelnd nach Paris, wo er zunächst in einem Bürgerhaus liebevolle Pflege fand. Die Frau seines Hauswirths war bald von ihrem Pflegling ganz bestrickt — „er war noch immer der alte Satyrus“ —; sie ließ sich seinetwegen von ihrem Manne scheiden, und als Graf Wilhelm später in die Bastille übergeführt wurde, wußte sie auch dort sich Zutritt zu verschaffen und kürzte dem hohen Herrn mit

Gefang und Lautenspiel und durch liebliches Ge-
hose die langen Kerkerstunden⁶³). Der Kaiser
machte einige Versuche, den Grafen auszulösen,
er bot einen hohen französischen Gefangenen,
den Prinzen de Rochesur-Ronne, zum Austausch
an — vergebens. König Franz kannte Wilhelms
Fähigkeiten zu gut, als daß er sich beeilt hätte,
diese militärische Kraft dem Gegner wieder aus-
zuliefern. Die vielen persönlichen Feinde, welche
Graf Wilhelm durch seinen Stolz und böses
Mundwerk bei Hofe hatte, arbeiteten seiner
Auslieferung auch nach Kräften entgegen. Schließ-
lich wurde ein Lösegeld von 30 000 Goldkronen
gefordert, eine unerschwingliche Summe selbst
für einen Fürstenberg. Die Chronik⁶⁴) erzählt zwar,
er habe etliche eiserne Truhen voll Goldes besessen
und, da er die Schlüssel dazu natürlich verloren
hatte, Pulver zum Schlüsselloch eingerührt, dies
entzündet und so die Truhen geöffnet. Aber
offenbar hat der Volksmund Wilhelms Reich-
thum in beliebiger Weise übertrieben; denn that-
sächlich hat er den Kaiser um Deckung des Löse-
gelds angegangen; der aber in seiner gewohnten
Geldnoth konnte nicht von ferne daran denken,
ihm zu helfen. So blieb schließlich an seinem
Bruder Friedrich von Fürstenberg und den
Freunden des gräflichen Hauses die schwere
Aufgabe hängen, jene ungeheure Summe zu-
sammenzubringen. Nach langwierigen Verhand-
lungen mit Bankhäusern und Städten gelang
dies endlich im Jahre 1545.

Wilhelm kehrte heim, zerrüttet in seinen
Nerven durch die erlittenen Wunden, die lange
Haft, angeblich auch durch Gift, das man ihm
eingegeben hatte. Der Kaiser war auch jetzt
nicht zu bewegen, irgend etwas für ihn zu thun.
Der Graf hätte gern einen kaiserlichen Befehl
an den Gengenbacher Abt erwirkt, wonach dieser
jährlich 1000 fl. für das Lösegeld beisteuern
sollte. Der Kaiser lehnte dies und andere Ge-
suche rundweg ab, ja er machte dem Grafen noch
obendrein Vorwürfe: „durch seine freche Weis
und daß er sich ohn alle Noth oder Befehl in
solch große Gefahr begeben, sei er, der Kaiser, um
eine gewisse Viktoria und wegen seines Gefäng-
nisses um einige Millionen Geldes gekommen⁶⁵),
deren er noch in Mangel stehe, und überlasse ihm,

selbst auf Wege zu denken, wie hier zu helfen“.
Man kann sich vorstellen, wie solche Behandlung
unsern Grafen kränkte und erboste. Er sann
auf Rache. Noch in demselben Jahre that er
Schritte, um in den Schmalkaldischen Bund auf-
genommen zu werden. Kriegsgelder konnte er
freilich keine beisteuern, das französische Lösegeld
hatte seine Unterthanen gänzlich entblößt, aber
an der Spitze eines Heerhaufens versprach er
für den Bund gegen den Kaiser ins Feld zu
ziehen: er schmeichelte sich, schmalkaldischer Feld-
obrist zu werden. Doch der Bund lehnte seine
Dienste ab. Ob sein alter Gegner, der Landgraf
von Hessen, seine Anstellung hintertrieb? Ob der
abenteuerliche Mann auch andern Bundeshäuptern
unheimlich vorkam? Kurz, Graf Wilhelm weilte
nur drei Tage lang im Lager der Schmalkaldner,
mehr als Zuschauer denn als Kämpfer. Wer
weiß, ob sein kühner Wagemuth, wenn ihm die
Führung zugefallen wäre, dem Krieg nicht eine
wesentlich andere Wendung gegeben hätte?

So nutzte er dem Bunde nichts, zog sich aber
des siegreichen Kaisers erneute Ungnade zu: die
Reichsacht schwebte über seinem Haupt. Sein
Bruder Friedrich erhielt am 4. Juli 1549 gemessenen
Befehl, der Person Wilhelms sich zu versichern
und ohne des Kaisers besondere Erlaubniß ihn
nicht aus seiner Aufsicht zu entlassen. In dieser
Noth, den Sechzigern nahe, durch ein seltsames,
abenteuerliches Leben müd gemacht, entschloß
sich der kinderlose Fürst zu Gunsten seines
Bruders⁶⁶), der so wie so sein Erbe war, abzu-
danken. Es war dies wohl das einzige Mittel,
um sich schwerere Demüthigungen zu ersparen und
vom Hause Fürstenberg den gänzlichen Unter-
gang abzuwehren.

Wilhelm stieg vom Thron ins Grab. Seine
Lebenskraft war gebrochen, sein Geist fing an
sich zu unnachten. „Letztlich ist er von wegen
ingenommenen Gifts im Hirn gar verrückt worden
und dahin kommen, daß er sich keiner Sach mehr
beladen, den Tag geschlafen, des Nachts gewacht
hat. Mehrmals hat man ihm bei hellem Tag
die Fenster verhenken müssen und die Lichter
gebraucht, also den Tag in die Nacht verkehrt.
Schon Monate vor seinem Tode verließ er Schloß
Ortenberg und seine Gemächer nicht mehr, duldete

nur zwei Diener um sich, sprach mit keinem Menschen eine Silbe. So ist der wunderbarlich Graf, wie er gelebt, also auch gestorben“ (21. August 1549). Im Kloster zu Kaslach liegt er begraben.

Auch in einem Jahrhundert so reich an Gestalten voll überschäumender Kraft und ungeschlachter Zuchtlosigkeit, wie das 16. es war, hatte der wilde Graf ein zwischen Bewunderung und Furcht getheiltes Aufsehen erregt. Was mit ihm verfühnen kann und den Eindruck rücksichtsloser Brutalität, der seinen meisten Handlungen anhaftet, einigermaßen zu lindern vermag, das ist sein Verhältniß zur Reformation. Die rastlos thätige Hingabe an die neue Lehre bildet in der That den idealen Zug in diesem derb realistischen, wilden Leben.



Graf Friedrich von Fürstenberg war gleich seiner Mutter ein eifriger Katholik und schon deshalb beim Kaiser wohl gelitten. Vergebens hatte Graf Wilhelm bei seiner Abdankung das Zugeständniß zu erlangen gesucht, daß seine einstigen Unterthanen bei ungestörter Ausübung ihrer Religion belassen werden sollten. Graf Friedrich ging nicht darauf ein, konnte nicht darauf eingehen. Wurde er doch alsbald mit Entziehung der ortenauischen Landvogtei bedroht, wenn er nicht sein Möglichstes im Dienst des Kaisers und der alten Kirche thäte. Um die Vogtei nicht zu verlieren, machte er sich unverzüglich daran, die Evangelischen seines Gebiets mit allem Nachdruck, wenn auch ohne Gewaltthätigkeit, zur alten Lehre zu befehren. Er berief sich dabei auf das vielverspottete, auf den ersten Blick ganz harmlose und doch so verhängnißvolle Interim, indem er dies dehnbare Mandat nach beliebiger Manier viel weiter faßte, als der Wortlaut eigentlich zuließ. An Widerstand ließen es seine Unterthanen nicht fehlen, dafür sorgte schon die Nähe Straßburgs, wo man das kaiserliche Religionsmandat aus Furcht vor Aufruhr in der Bürgerschaft rundweg abgelehnt hatte. Auch die Gengenbacher wehrten sich. Aber schon 14 Tage nach Verkündigung des Interims lief ein Schreiben mit des Kaisers eigenhändiger Unterschrift beim Stadtrath ein⁶⁷⁾:

da das Edikt die Kommunion unter beider Gestalt und die Priesterehe einstweilen noch gestatte, so hoffe der Kaiser, daß die Stadt sich seiner Ordnung fügen werde. Die Stadt erklärte in ihrer Antwort vom Ende Juni sich bereit, dem Kaiser zu gehorchen, konnte sich aber nicht entschließen, die Prädikanten zu verjagen. Das hatten Bischof und Abt kaum in Erfahrung gebracht, als sie die unbotmäßige Stadt beim kaiserlichen Hoflager verklagten. Die Folge war ein zweites Schreiben mit kaiserlicher Unterschrift, das am 7. Juli abgelassen wurde. „Uns ist in glaubliche Erfahrung kommen,“ heißt es da, „daß zur Zeit bei Euch mit dem Interim noch kein Anfang gemacht.“

War es möglich, diesem vereinten Drängen und Drohen des Kaisers und Grafen, des Bischofs und Abtes auf die Dauer Widerstand zu leisten?

Am 9. August 1548 traten die protestantischen Pfarrherren des Kinzigthals zur Synode zusammen und versprachen in richtiger Beurtheilung der Lage, sich dem Interim zu fügen, „soweit es mit dem Wort Gottes übereinstimme“; sie wollten, so erklärten sie, alles meiden, was die kaiserliche Ungnade verursachen könne, nie und nirgends gegen das Interim predigen, baten aber andererseits, ihnen nichts zuzumuthen, was gegen ihr Gewissen streite. Die Messe lehnten sie vorläufig noch entschieden ab. Doch fügten einige hinzu, daß sie etwaiger Belehrung sich nicht entziehen, auch andern das Messelesen nicht erschweren wollten⁶⁸⁾. Wenn sie aber meinten, Graf Friedrich werde sich bei dieser Erklärung beruhigen, so irrten sie gewaltig. Das sollten alsbald die Gengenbacher erfahren. Als ihr Magistrat sich am 26. August 1548 beim Grafen beschwerte, daß man sie als „Rebellen“ verschreie, auch des Grafen Verwendung nachsuchte, damit der Abt neben den Messpriestern wenigstens einen der Prädikanten „wie bisher bleiben lassen wolle“, da verwies der Graf die Bittsteller an den Kaiser, der ihnen den Sinn des Interims gehörig erläutern werde.

In einigen anderen Fällen erwies sich der Graf nachsichtiger; überhaupt sah er von der sofortigen, allgemeinen Ausweisung der Prädikanten vorderhand noch ab, theils damit sie nicht mit Weib und Kind in den Winter gerieten,

theils auch aus Mangel an katholischen Geistlichen. 69)

Im Januar 1549 mußte Graf Friedrich erfahren, daß auch die mäßige Schonung, die er den Prädikanten angedeihen ließ, dem kaiserlichen Hof hinterbracht und dort übel vermerkt worden war. So sah er sich gegen seinen Willen zu immer größerer Strenge gedrängt. „Dieweil“, so schreibt er im Mai 1549, „die Leute im Rinzigtal so gar verstockt seien und die Messe lesenden Priester so hoch verachteten, so müsse er sich der Prädikanten gänzlich entschlagen, um nicht die Landvogtei zu verlieren. Schon habe er sich nach Priestern umgesehen, aber weder böse noch gute bekommen können, da keiner, wenn man ihm auch noch so viel verspreche, zum Bekehrungsgeschäft in das Rinzigtal ziehen wolle.“

Daß er in den nächsten Jahren die nöthigen katholischen Geistlichen gefunden haben sollte, scheint mehr als zweifelhaft. Aber trotzdem verbot sich für die Prädikanten ein längeres Verweilen, wollten sie nicht ihre Beichtkinder in schwere

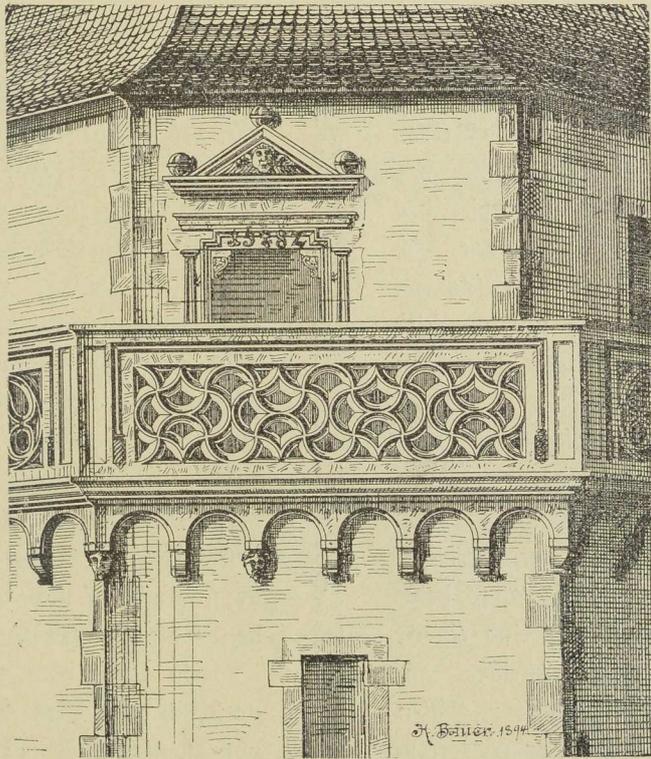
Bedrängniß bringen. So räumten sie denn freiwillig den so wie so verlorenen Posten. Von den Gengenbacher Prädikanten zog Kyber nach Straßburg und wurde dort Pfarrer an St. Aurelien. Thomas Lindner wandte sich nach Ravensburg in Oberschwaben, Lorenz Montanus ins Hanauerland.

Damit war dem Werke Zedio's der Todesstoß versetzt, denn eine Kirche ohne kirchliche Organe ist schon keine Kirche mehr. blieb auch das lebende Geschlecht dem evangelischen Bekenntniß treu, der Nachwuchs mußte versagen und hat versagt.

8. Die Gegenreformation.

Obgleich Graf Friedrich, wie wir sahen, sich eifrig bemüht hatte, des Kaisers Zufriedenheit zu erlangen, so wurde dennoch im Jahre 1550 die Fürstenbergische Pfandschaft in der Ortenau eingelöst und das Land an Erzherzog Ferdinand verpfändet. Dieser Heimfall des Rinzigtals an das durch und durch katholische Habsburg bedeutete natürlich eine sehr erhebliche Förderung der Gegenreformation. Auch sonst war alles gegen die Protestanten wie verschworen.

In den letzten Jahren vor dem Interim hatte der Abt in dem protestantischen Gengenbach eine äußerst bescheidene Rolle gespielt. Nicht immer war es ihm geglückt, den Besitzstand seines ausgestorbenen Klosters vor den begierlichen Händen zu schützen, die Graf und Magistrat um die Wette danach ausstreckten. Ein Glück nur, daß in dieser Zeit, wo die Bevölkerung sich mehr und mehr gewöhnt hatte, das Klostergut als öffentliches Eigenthum zu betrachten, ein Mann auf



Vom Niklausthurm zu Gengenbach.

dem Abtsstuhl saß, der das Sparen und Zusammenhalten virtuoshaft betrieb, mochten im übrigen auch seine Qualitäten recht bescheiden sein.

Ein solcher Mann war Friedrich von Keppenbach. In aller Stille hatte er die Klosterfinanzen zu heben gewußt und den ganz zerrütteten Wohlstand neu begründet. Die Schuldenlast von früher war zum großen Theil getilgt, die alten Einnahmen flossen wieder regelmäßiger, die Ausgaben waren unerheblich. König Ferdinand hatte alles Recht, den Abt zu loben, „weil unter seiner Verwaltung das Gotteshaus nit in geringes Aufnehmen kommen sei“ (70).

Auch das geistliche Ansehen des Stifts war wieder langsam im Steigen. Und als nun das Interim verkündigt wurde, da bekamen die Klosterleute vollends Oberwasser, und der einst so zaghafte Abt faßte den festen Entschluß, Stadt und Landschaft dem Katholicismus zurückzugewinnen. Die treibende Kraft in diesem Kampf war mehr noch als Abt Friedrich der Leutpriester Cornelius Eßelsperger, ein illegitimer 71) Verwandter, vielleicht geradezu ein Sohn Philipps von Eßelsberg, der ihn zuerst im Kloster, dann auf der hohen Schule zu Freiburg hatte erziehen lassen. Außerdem wissen wir von seinem Bildungsgange nur das eine, daß sein verehrtester Lehrer der Elsäßer Hieronymus Gebwiler war, ein heftiger Gegner der Reformation, der als Rektor zu Hagenau im Jahre 1545 starb. 72)

Eßelsperger entfaltete auf dem Gebiet der Schule und Seelsorge eine eifrige Thätigkeit. Er war ein begeisterter Kämpfer für den Katholicismus und bediente sich dabei mit Glück und Geschick der Waffen, die er von den Gegnern zu führen gelernt hatte.

Der Hauptangriff geschah natürlich auf dem Gebiet der Schule; um die Stadt zur Auslieferung derselben zu vermögen, wurde im Jahre 1550 beim Kammergericht ein Proceß angestrengt. „Entgegen dem Vertrage von 1496“ 73), so heißt es in der Klage, „habe die Stadt eine eigene Schule aufgerichtet, einen Schulmeister angenommen, eine Besoldung von den Pfarrgefällen verordnet, dem Gotteshaus damit seinen Gottes- und Chordienst geschwächt und abgestriekt. So hätten sie sich auch ihrer neuen vermeinten Religion nach in die Pfarrgefälle und Seelgeräthe eingeschlagen unter gefärbtem Schein, als ob den Verstorbenen damit nicht geholfen sei.“

Die Stadt — so hatten sich die Zeiten geändert — versuchte es gar nicht, sich auf spätere, gleichfalls rechtskräftige Verträge zu berufen. Wie vorauszusehen war, wurden Rath und Gemeinde durch das Kammergericht verurtheilt, den Abt sofort in seine Rechte einzusetzen und ihre städtische, zum Theil mit Klostergut dotierte Schule wieder aufzuheben. Alles Sträuben war vergebens: im Jahre 1551 mußte man einem Vergleich zustimmen, wonach nicht nur das Schul-

monopol des Klosters wieder hergestellt, sondern dieses auch in alle seine ehemaligen Rechte und Freiheiten hinsichtlich der Wälder, Almenden, Fischgerechtigkeiten und in Bezug auf die Leutkirche wieder eingesetzt wurde. Der Rath erhielt als zweifelhaften Vorthail nur das Recht zugestanden, einen „deutschen Schulmeister“ auf eigene Kosten anzustellen, das will sagen, eine niedere städtische Volksschule zu begründen.

Die neu errichtete Klosterschule wurde unserm Eßelsperger unterstellt, der sich ihr mit ganzer Seele widmete und sie möglichst mit klösterlichem Geist zu durchdringen bemüht war. Wie vor alters mußten die Schüler jederzeit für den zeitraubenden Chordienst zur Verfügung stehen. 74)

Nächst der Schule bedurfte aber auch das Kloster einer gründlichen Neugestaltung, wenn es eine Stütze der Gegenreformation sein wollte. Eßelsperger nahm sich auch dieser Aufgabe mit heiligem Eifer an. Im Jahre 1553 verfaßte er eine Vertheidigung des echten Mönchtums zur Besserung des unechten 75) mit praktischen Vorschlägen zur Klosterreform. An den adligen Velleitäten war ihm natürlich nichts gelegen; sie hatten ja den Verfall der Abtei hauptsächlich verschuldet. Aber echtes Mönchtum lehrte und lebte er, und die Askese, die er am eigenen Leibe übte, verfehlte nicht ihre Wirkung besonders bei denen, die sich ihrer Unfähigkeit dazu bewußt waren.

So leicht wie mit der Schule gelang es natürlich mit dem Kloster nicht. Es ließ sich vor allem nicht so rasch wieder bevölkern. Auch war der regierende Abt bei allem guten Willen doch nicht der Mann zur sittlichen und geistigen Reform seines Stifts. Dazu hätte es einer jüngeren Kraft bedurft, und so kommt es, daß, abgesehen von dem wirtschaftlichen Aufschwung, das Kloster noch manches weitere Jahr das todte Antlitz zeigt, das wir zur Genüge kennen.

Der hartnäckigste Feind einer wirklichen Besserung war der „wälsche Prior“, den Graf Wilhelm im Jahre 1543 in das Kloster „eingeflickt“ hatte. Obgleich seit dem Rückfall der Ortenau an Oesterreich die Gefahr einer Mediatisierung des Gotteshauses wahrlich nicht mehr groß war, so that der Prior doch nach wie vor dergleichen. Und obgleich der Abt „noch immer guter Vernunft

und zu guter Haushaltung ganz brauchbar war“, versuchte der Prior im Jahre 1554 mit Hilfe eines gewissen Hans von Metz und anderer nicht genannter Hintermänner den jungen Grafen Anton von Salm seinem Abt förmlich als Coadjutor aufzunöthigen und während dessen Minderjährigkeit selbst die Administration zu übernehmen. Er konnte sich dabei mit einigem Recht auf jenen

(s. o. S. 21) Salm'schen Familienvertrag von 1543 berufen. Der altersschwache Abt leistete nur geringen Widerstand, „weil er sonst einen Skandal befürchten mußte“. Und so zog denn Graf Anton im Sommer 1554 mit einem Präceptor und mehreren Dienern höchst stattlich im Kloster auf, wo damals außer Abt und Prior noch immer nicht mehr als zwei Konventualen lebten. Graf Anton, so schildert ihn ein Zeitgenosse⁷⁶⁾, sei eine ansehnliche Person von ziemlich guter Bildung, nur habe er bisher noch immer nicht Profess gethan, auch keine Ordenskleider angelegt und sei zudem ein Wälscher; so fürchte man, er möchte das Stift dem Adel entziehen und es könnte schließlich dahin kommen, daß ein Graf Salm dem andern das Kloster übergäbe. Die Rücksicht auf den umsitzenden Adel, der am Gotteshaus stark interessiert sei, aber ganz besonders die Lage Gengenbachs „uff der Straße“ lege es nahe, dafür zu sorgen, daß kein ausländischer Abt dort zugelassen werde.

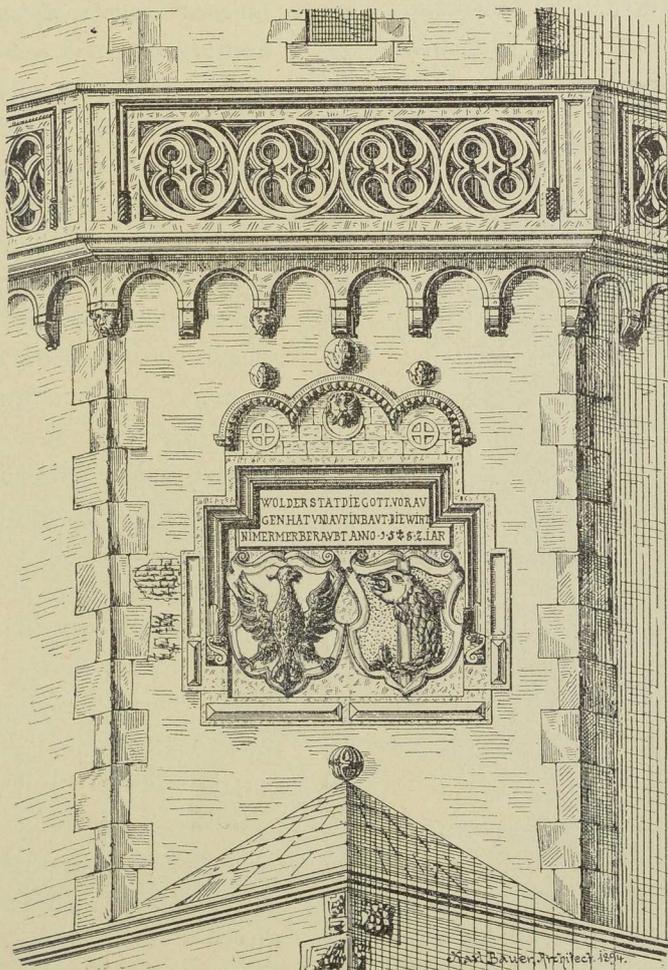
Die Agitation für den Grafen Anton wurde inzwischen mit allen Intriguen betrieben. Ein die Kandidatur des Grafen warm befürwortender



Brief ging an den Kaiser ab, angeblich im Namen und Auftrag des Abts und Konvents, auch mit des Abts Petschaft versiegelt, thatsächlich ohne daß beide eine Ahnung davon hatten. Die Folge dieses betrügerischen Actes war, daß im Namen des Königs der Graf mit seinem Anhang bis auf weiteres aus dem Kloster verwiesen und dem Prior verboten wurde, in nächster Zeit Fremde ins Kloster einzuführen.

Am 17. August 1555 starb Abt Friedrich. „Wie er krank sei worden,“ berichtet der Landvogt seiner Regierung, „da hab obgemelter Prior begehrt ihm ein Suppen zu geben und sei hingegangen in die Küche und die Suppen geholt, das doch vor derselben Zeit des Priors Brauch nit gewesen.“ Kurz der Bericht läßt unzweideutig durchblicken, daß des Priors Gift dem Abt das Leben gekostet habe. Nach Eselspergers wohl glaubwürdiger Aussage⁷⁷⁾ wäre er der Pest erlegen. „Er war von so großer Enthaltbarkeit,“ rühmt Eselsperger ihm nach, „daß er nicht nur durch Fasten, sondern auch mit Ruten und Stricken aus Siegenhaar

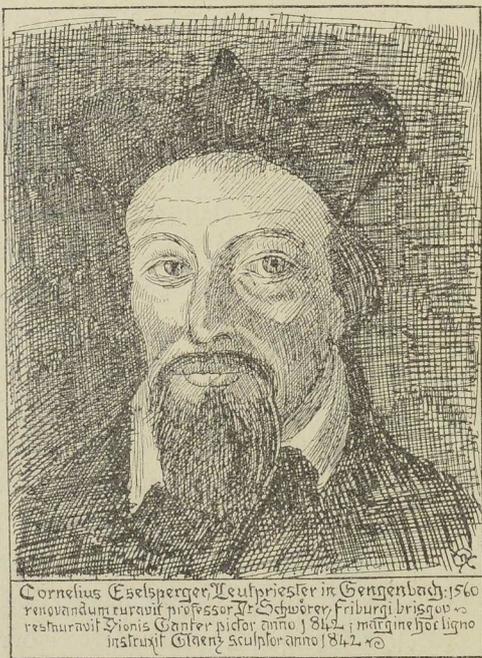
sein Fleisch züchtigte. . . Eine Decke aus Siegenhaar bildete für gewöhnlich sein Lager, von dem er sich um 2 Uhr nachts regelmäßig erhob, um bei der Morgenandacht nicht zu fehlen. Zudem war er freigebig (?) mit Almosen, aber ein sehr heftiger Feind jeder Verschwendung. Noch am Tag vor seinem Tode wohnte er unter heftigsten Schmerzen der Matutin bei und entschlief, nicht liegend im Bett, sondern sitzend, mit einem Obergewand aus Siegenhaar bekleidet.“



Vom Turm zum Gengenbach.



Gleich nach des Abtes Tod wurden die Kleinodien und Baarmittel des Klosters, ganz erhebliche Beträge⁷⁸⁾, mit Beschlag belegt. Des wälſchen Priors wegen, dem man das Schlimmſte zutraute, und weil „die Stadt dazumal der Luttery angehangen“, nahm man ſofort ein genaues Inventar des Beſitzſtandes auf. Dies Inventar läßt deutlich erkennen, wie in alle Kloſterräume wieder Wohlſtand eingezogen war. In den Speichern lagerten 1150 Viertel von allerhand Kornſorten, im Keller 150 Fuder Wein, die Ställe enthielten 7 Pferde, 10 Kinder, 24 Schweine.



Nach einem Gelbild im Rathhauſe zu Gengenbach.

Als bald nach des Abtes Tod trat natürlich Graf Anton mit ſeinen Anſprüchen wieder hervor. Es wurde ihm in nicht mißzuverſtender Weiſe nahegelegt, freiwillig zurückzutreten. Statt deſſen begab er ſich in des Gotteshaufes Hof nach Offenburg und proteſtierte von dort aus durch einen Straßburger Notar gegen jede Beeinträchtigung ſeiner Rechte. Auch beim Biſchof that er Schritte, und dieſer zeigte ihm, offenbar weil er dem öſterreichiſchen Regiment unbequem war, „etwas Bewilligung“. Der Biſchof mußte vom Landvogt ausdrücklich gewarnt werden, ohne weiteren Befehl des Königs den Grafen „da nit einkommen zu laſſen“. Die öſterreichiſche Regierung war nämlich feſt entſchloſſen, dem

durchaus unkirchlichen Grafen von Salm, der zudem mit allerhand franzöſiſchen Perſönlichkeiten höchſt bedenkliche Beziehungen unterhielt, die Abtswürde zu verweigern. „Wolle er nit weichen,“ ſo ſchrieb ſie am 6. September dem Landvogt, „ſo ſei er mit Ernst hinauszuſchaffen.“

Gleichzeitig bekam der Landvogt Befehl zu berichten, ob ein derzeitiges Mitglied des Konvents zur Prälatur geeignet ſei. Es mußte das entſchieden verneint werden. Der wälſche Prior ſei aus bekannten Gründen nicht zu empfehlen, der einzige außerdem vorhandene Bruder „gantz ein junger, frecher Mann“⁷⁹⁾. So empfahl denn der Landvogt den Leutprieſter Eselsperger, der im Kloſter erzogen ſei und dort auch wohne.

Der Biſchof hielt es befremdender Weiſe noch immer mit dem Grafen Salm, und als er im November 1555 den Prior und Konvent zu einer Vorbeſprechung nach Offenburg entbot, ließ er trotz des königlichen Erlasses auch Graf Anton dazu einladen. Was zu Offenburg verhandelt wurde, wiſſen wir nicht. Aber Graf Salm muß damals die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Ortenauer Adel ihn ebenſo wenig auf den Abtſtuhl wünſche als der König: er trat bald darauf von ſeiner Kandidatur zurück. Auch von Eselsperger nahm man Abſtand, und ſo blieb dieſer einem Wirkungskreis erhalten, in dem er mehr leiſten konnte denn als Kloſterabt. Schon auf dem Tag von Offenburg dürften ſich die Blicke auf den allſeitig gebildeten und bewährten Abt Giſbert zu Altdorf im Elſaß gerichtet haben, obgleich dieſer nur ein Bürgerlicher war. Im Februar 1556 wurde dieſer Mann einſtimmig zum Gengenbacher Abt erwählt, ohne daß ein Mitglied der Salmſchen Familie weitere Schwierigkeiten bereitet, ja auch nur dem Wahlact beigewohnt hätte. Die öſterreichiſchen Beamten ermahnten den Neuerwählten zur Erhaltung der „wohlhergebrachten“ Religion⁸⁰⁾ und zu guter Haushaltung im Zeitlichen; ſie ermahnten ihn ferner, daß er auch junge Leute zu Konventualen annehmen ſolle und zwar ſoviel möglich von Adel; „wo nit, ſonſt ehrbarer Leut Kinder“. Von dieſem Zuſtändniß machte der Neuerwählte als bald ausgiebigen Gebrauch. Fürchtete er doch mit Recht, weil er ſelbſt nicht von adeliger Sippe war,

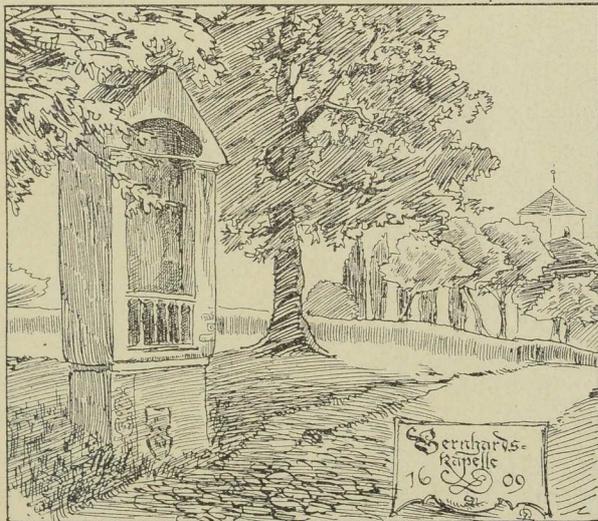
die „Junker Gottes“ könnten nichts auf ihn geben. So brach er denn ein für allemal mit der adeligen Tradition. Dem Kloster gereichte das nur zum Zeile. Denn wie es herunter gekommen war durch seine ausschließlich adeligen Insassen, so kam es durch seine bürgerlichen Mitglieder nochmals erfreulich in die Höhe. Hatte das Vergerniß, welches das Kloster vor 50 Jahren bot, die Gengenbacher nicht zum wenigsten der Reformation in die Arme getrieben, so gewann die musterhafte Ordnung und das ernsthaft geistliche Wesen, welches jetzt dort Platz griff, viele im Volk der alten Kirche zurück.



9. Cornelius Eßelsperger.

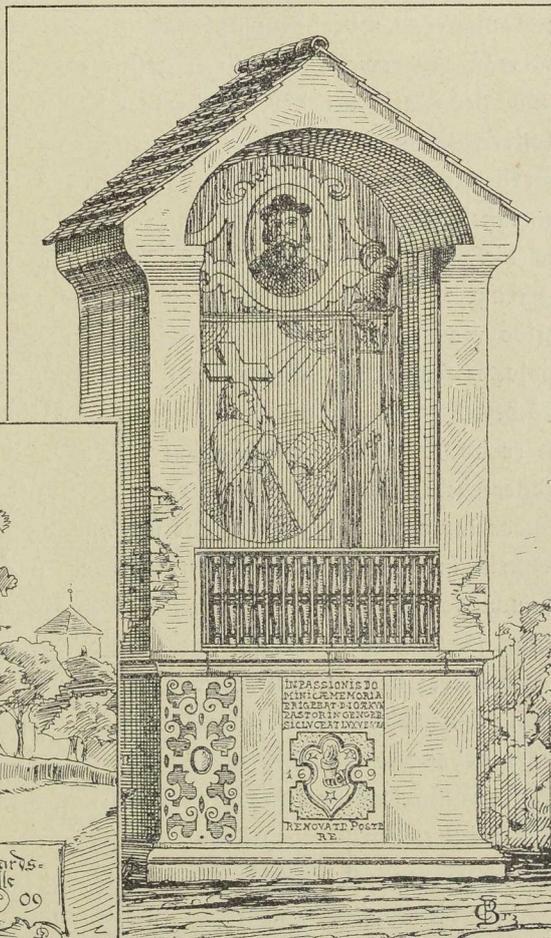
Die Seele der Gegenreformation war, wie schon bemerkt, der Leutpriester Cornelius Eßelsperger. Durch Ge-

lehrsamkeit und Sittenstrenge zeichnete er sich ebenso sehr aus, wie als Kanzelredner und Seelenhirt. Bei aller Leidenschaft, welche ihn beseelte, war er zugleich durch jene gewinnende Klugheit ausgezeichnet, die man vielfach an den Führern der Gegenreformation



beobachtet. An dem maßvollen Auftreten dieser Männer, so ganz verschieden von der frechen Sicherheit der Kleriker des 15. Jahrhunderts, sieht man so recht, daß die Reformation segensreich gewirkt hat, segensreich nicht zum wenigsten auf diejenigen, welche der alten Kirche treu geblieben waren. In der Bestallung, welche bei der Neuerrichtung der Klosterschule aufgesetzt wurde⁸¹⁾, verspricht er ebenso tolerant als weise: „er werde die, so der alten Religion widerwärtig, nicht dringen noch abweisen, noch Jemand anders in der Schule dasselbige keineswegs gestatten“.

Unter dem neuen Abt konnte seine Thätigkeit noch freier und fruchtbarer sich entfalten als vordem. Denn Abt Gisbert war selbst ein gelehrter und gelehrten Studien gewogener Mann, der gelehrte Mönche⁸²⁾ anzulocken und festzuhalten verstand. Die Zahl der Konventualen stieg wieder auf elf und gleichzeitig ihr geistiges Niveau. Für die aufblühende Klosterschule wurde ein eigenes



Gebäude aufgeführt, überhaupt sämtliche Klosterbauten, die zum Theil in Verfall gerathen waren, nach und nach erneuert.⁸³⁾

Trotz alledem mußte man noch im Jahre 1560 sehr mit der protestantischen Gesinnung der Bürgerschaft rechnen. „Eine Tafel war damals öffentlich wider das allerheyligst Ampt der Mäß fürgehängt worden“⁸⁴⁾, die Eßelsperger ausführlich zu widerlegen für gut fand. Seine durch und durch versöhnlich, ja einschmeichelnd gehaltene Schrift stellt zwischen der alten Kirche, in welcher Jesus selbst schon Messe gelesen habe, und der neuen Lehre der Rottenmeister Wycliffe und

Luther eine für letztere sehr unvortheilhafte Vergleichung an.

In demselben Jahre 1560 ließ der rastlose Mann einen „gründlichen Bericht über das göttlich Ampt der Mäß“ hinausgehen, worin er u. a. die kühne Behauptung versetzt, „der Name missa oder Mäß sei ein hebraisch Wörtlein und heiße ein freywillig Opfer“.

Im Jahre 1561 wurde unserem Efelsperger die Kaplanei S. Eberhardtenpfründen übertragen. Sie war vor etwa 100 Jahren gestiftet worden, damit der Rath bei der Minderwerthigkeit der Klostergeistlichkeit sich einen eigenen, würdigen Pfarrhern halten könne⁸⁵). Es war ein höchst schmeichelhaftes Vertrauensvotum, wenn der Rath jetzt diese seine eigenste Pfründe dem Leutpriester übertrug. Verdient hat er sie zweifellos, denn rastlos war er mit Wort und Schrift thätig als Apologet seiner Kirche und ihrer Einrichtungen. Das bezeugt u. a. ein Vortrag über das Eölibat, den er im Jahre 1565 zu Offenburg hielt⁸⁶). Der Redner bekundet darin eine große Vertrautheit mit der lateinischen Sprache, eine umfassende Belesenheit in den Kirchenvätern, die er neben Plinius, Josephus, Tibull und anderen Klassikern fleißig, ja für unsern Geschmack entschieden zu fleißig citirt; denn hauptsächlich durch die Citate schwillt seine Abhandlung zum Buche an. Efelsperger behandelt sein Thema mit schonungsloser Offenheit und bedient seine Glaubensgenossen mit oft recht bitteren Wahrheiten. Er schließt mit dem erschreckend ehrlichen Geständniß: „Es fehlt an Lust, die Kinder dem geistlichen Stande zu widmen, der überhaupt den meisten verhaßt ist.“

Daß auch noch im Jahre 1567 die Anhänger der neuen Lehre etwas bedeuteten und der Kampf gegen dieselben sich lohnte, beweist Efelspergers damals verfaßte, anscheinend nie gedruckte „Christliche und getreue Warnung vor der vermeinten und betrüglichen Reformation“⁸⁷). Die Schrift ist wunderschön geschrieben, mit vielen Majuskeln und Schnörkeln in rother Farbe geziert und nachträglich um eine lateinische Widmung und ein Vorwort vermehrt. Gewidmet ist die umfangreiche Abhandlung dem Magister Nikolaus Scheid in Sagenau, einem großen Eiferer, der zeitweilig aus seiner Heimat fortgezogen war, nur um das

„Elend der Reformation“ nicht mitanzusehen zu müssen. Gleich dem früher besprochenen Vortrag über das Eölibat, so fällt auch diese Abhandlung durch das Uebermaß der Citate auf. „Jeder Christ“, so heißt es in der Einleitung, „ist an seinem Theil verpflichtet, dem Uebel der Ketzeri durch Besserung des sündlich ärgerlichen Lebens zu begegnen.“ Das erstrebt nun auch Efelsperger in fünf weitläufigen Artikeln. Aber bei allem Eifer, mit welchem er für seiner Väter Glauben eintritt, fällt erfreulich auf, wie selten er in gewöhnliches Schimpfen geräth. Er war offenbar ein ebenso gebildeter als gelehrter und belesener Mann. Nächst der Bibel ist ihm Augustin geläufig, und Luthers Schriften, die er bekämpft, kennt er nicht nur oberflächlich, sondern gründlich.

Der hochverdiente Seelsorger starb im Jahre 1571 in dem wieder gut katholischen Gengenbach. Wie groß sein Verdienst um die dortige Gegenreformation gewesen, das beweisen auch allerhand Sagen, welche über ihn noch heute umgehen. Soll er doch den Abtrünnigen, welche zur Prädikantenpredigt nach der Martinskirche strömten, oben am Feldweg sich entgegengeworfen und so gewaltig auf sie eingeredet haben, daß er endlich todt zu Boden sank, durch seinen Tod alle Ketzer bekehrend. An der Stelle seines angeblichen Sterbens steht jetzt eine kleine Feldkapelle mit Efelspergers Bildniß. Es leuchtet wohl ein, daß Kapelle und Bild zu jener Sage den Anlaß boten und nicht umgekehrt. Das Bild ist die flüchtige Copie eines im Rathhaus aufbewahrten mittelmäßigen Oelporträts vom Jahre 1560. (Vgl. o. S. 28 und 29.) Es zeigt ein dunkles, schmales Gesicht mit etwas gebogener Nase und ziemlich gewöhnlichen Augen, mit Schnurr- und Anebelbart, das Haupt bedeckt mit einem eckigen Barett.



Zu gleicher Zeit mit Efelsperger arbeitete, wie schon gesagt, der hochgelehrte Abt Gisbert an der völligen Ausrottung der Ketzeri. Das Kloster entwickelte sich unter seiner Regierung immer mehr zu einem Bollwerk der ecclesia militans, zu einem Zeughaus, wo die brauchbarsten Waffen gegen die Evangelischen ge-

schmiedet wurden. An den Gengenbacher Abt wandten sich die Nachbarfürsten, welche in ihrem Gebiet die Gegenreform durchführen wollten⁸⁸⁾, und die Gengenbacher Mönche spielten daher eine beachtenswerthe Rolle in dem harten Ringen der beiden Konfessionen, welche sich zu Ende des Jahrhunderts Dorf um Dorf im Kinzigthale streitig machten.

Nachdem Tode des Grafen Friedrich von Fürstenberg (1559) war sein Gebiet und damit auch der Fürstenbergische Besitz im obern Kinzigthal an seinen minderjährigen Enkel Albrecht gefallen, dessen eifrig katholische Oheime von Zeiligenberg und Donaueschingen sich alsbald daran machten, die letzten Spuren des Protestantismus zu vertilgen, ehe noch ihr Mündel volljährig würde. Sie ließen daher am 20. März 1575 verkünden, daß sämtliche gräflichen Unterthanen unverzüglich zu den katholischen Ceremonien zurückkehren mußten. Alle

Berufung auf die Duldung in früheren Zeiten, wie sie ja sogar noch Graf Friedrich geübt hatte (s. o. S. 24 f.), war vergeblich. Die Vormünder des Grafen erklärten aufs unzweideutigste, daß sie gewillt seien, „solche eingewurzelte böse radices zur Verhütung ihrer Aufwachsung mit Hilfe des Allmächtigen auszuradieren“. Die Prädikanten wurden, wo sie etwa sich noch gehalten hatten, mit rücksichtsloser Härte ausgewiesen⁸⁹⁾. Daß



diese radikale Katholisierung des oberen Kinzigthales auch die Gengenbacher berührte und den immer noch glimmenden Docht des evangelischen Bekenntnisses im Städtchen vollends austreten half, läßt sich denken.

Im Jahre 1586 starb Abt Gisbert. Er hatte allgemein das höchste Ansehen genossen, war auch bei der österreichischen Regierung persona gratissima gewesen und von Erzherzog Ferdinand „aus selbsteigenem Bewegnis im Jahre 1582 mit einem Gnaden- oder Ehrenpfennig mit des Herzogs bildnus“ gnädigst ausgezeichnet und zum fürstlichen Rath ernannt worden.⁹⁰⁾ Bei seinem Absterben blieb der Abtsitz 21 Tage lang unbefetzt. Die österreichischen Amteleute wollten sofort wieder ein Inventar aufnehmen, doch fanden sie die Stadthore zunächst verschlossen⁹¹⁾; und als man sie endlich einließ, versicherte man, alle Habe des Abts bereits ge-



Grabmal der Eheleute Jakob u. Anna Kun an der Martinskirche zu Gengenbach.



nügend versiegelt zu haben. Auch bei der Neuwahl gab man sich geflissentlich Mühe, die Amteleute von aller Einmischung fern zu halten. Man lud sie zwar zum Wahlact ein, doch ohne Angabe der Stunde und so spät, daß erst am Wahltag selbst die Einladung in ihre Hände kam. Als sie dann unverzüglich sich nach Gengenbach begaben, kamen sie gerade recht, um den Einzug des neuerwählten Abtes in die Kirche zu erleben; es blieb ihnen nichts übrig, als vor

dem Notar gegen die ganze Wahlhandlung zu protestieren.

Der Neuerwählte, Johannes Ludovicus Sorg, aus Freiburg (1586—1605), war ein Eiferer für die Klosterzucht und ein kampf lustiger Vertheidiger der Klosterrechte, also daß er, wie eine Chronik sagt⁹²⁾, die Stadt quälte und den Rath mißhandelte. Sein Wahlspruch war dabei: *non est mortali quod opto*. Die Nebenchöre der Klosterkirche ließ er neu einwölben⁹³⁾ — sonst wissen wir nichts von ihm.

Sein Nachfolger, Georg Breuning von Mauersmünster, regierte von 1605—17. Er wurde der Begründer der reichen Klosterbibliothek.⁹⁴⁾ Bemerkenswerth ist, daß auch er noch dem Straßburger Bischof einen ausdrücklichen Revers ausstellen muß, daß er nicht von der wahren Religion abfallen wolle.

Die Gefahr dazu war schwerlich groß, denn mit dem Protestantismus in der Ortenau war es vorbei. Nur unter der Landbevölkerung keimten bis ins 17. Jahrhundert hinein allerhand separatistische Regungen. Der Wunsch nach religiöser Selbstständigkeit, nachdem er einmal so kräftig geweckt worden war, ließ sich nur langsam völlig ersticken. Besonders die Wiedertäufer, welche unter dem Namen „Brüderlin“ sich immer wieder einzuschleichen wußten, machten wiederholtes Einschreiten der Landesbehörden nöthig. Erst mit dem 30jährigen Krieg erstirbt auch diese Bewegung; sie bedeutet den letzten Nachklang jener merkwürdigen Zeit, wo jede edle Seelenregung, aber auch jede verstiegene Laune einen religiösen Ausdruck gesucht und gefunden hat, wo Stellungnahme zu den religiösen Tagesfragen für Jedermann, weß Geistes Kind er sonst auch war, sich ganz von selbst verstand.⁹⁵⁾



10. Die Renaissance zu Gengenbach.

Wir würden die Reformationszeit Gengenbachs nur unvollständig schildern, wenn wir nicht auch der Bauten und sonstigen Kunstthätigkeit dieser Epoche Erwähnung thäten. Die Zahl der Monumente ist verhältnißmäßig gering — dafür

sorgte der Vandalismus der Franzosen im vorvorigen Jahrhundert — aber immer noch ansehnlich genug, um von der ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit dieser Zeit eine Vorstellung zu geben.

Im kirchlichen Bauwesen herrschte noch bis ans Ende des Jahrhunderts die alte, allzusehr eingebürgerte Gothik. Das Frauenthorle (s. o. S. 3 f.) kann als gutes Beispiel dafür gelten. Auch andere Theile der Abteikirche werden damals gothische Zuthaten erhalten haben, alle Reparaturen in diesem Stile ausgeführt worden sein. Dasselbe dürfen wir bei der Martinskirche annehmen, daselbe bei der Kapelle auf dem Bergele⁹⁶⁾. Was immer in dieser Zeit kirchliches gebaut wurde, bekam zweifellos gothische Formen.

So zäh die Gothik auf kirchlichem Gebiet ihre durch jahrhundertelange Übung gefestigte Alleinherrschaft behauptete, so wenig vermochte sie auf dem Boden der bürgerlichen Bau thätigkeit und des Kunsthandwerks dem Vordringen der italienischen Renaissance auf die Dauer stand zu halten.⁹⁷⁾ Sie hatte sich in der That überlebt, sie saß der weltfreundigen Zeit wie eine Zwangsjacke und war wenig geschickt zur Dienerin des allumfassenden Schönheits sinnes, der jetzt auch im Bürgerhaus seinen Einzug hielt. Wie paßte sich dagegen der neue, aus Welschland kommende Stil allen Bedürfnissen eines kunstvollen Hausraths so trefflich an! Welche Fülle der mannigfaltigsten, heitersten Ornamente setzte er an Stelle der monotonen, steifen, gothischen Zierleisten! Zuerst (um 1500) waren es die Buchdrucker und Formschneider, welche der welschen Manier in ihren Schöpfungen gehuldigt haben. Allmählich gewann sich diese dann auch bei den anderen Gewerken, beim Schreiner und Bildschnitzer, beim Schlosser und Goldschmied begeisterte Anhänger, die nun jene unvergleichlichen Geräthe schufen, in denen die deutsche Renaissance ihre größten Triumphe gefeiert hat. Erst verhältnißmäßig spät bemächtigte sich die neue Formensprache auch der Bildhauer und Architekten, so daß Renaissancebauten in Deutschland fast ohne Ausnahme erst der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstammen.

Der früheste Renaissancebau Gengenbachs ist wohl der Nikolaus-Thurm, dessen oberes Achteck⁹⁸⁾ dem vorletzten Jahrzehnt des 16. Jahr-

hundreds seine Entstehung verdankt. (S. Abb. S. 25 und 27.) Der unbekannte Meister hat sein Werkzeichen in ausgiebigster Weise am Thurne angebracht, in geradezu monumentaler Deutlichkeit über der Thür, welche zur rings um das Achteck laufenden Galerie führt. Diese Thür wird von einem kleinen Giebel überdacht, in dessen dreieckigem Feld ein Engelskopf mit Flügeln Platz gefunden hat.

Auf den Ecken und der Spitze des Giebels stehen niedrige, etwas plumpe Urnen. Die Thürpfosten sind mit schwächlich profilierten Pfeilern — wie Schreinerarbeit sieht es aus — geschmückt; in die Kanneluren der Pfeiler sind kleine Flöten eingepaßt. Die Arbeit an diesem Portal hat durchweg etwas rohes, die Formengebung ist ungewandt; gewiß war es ein schlichter Gengenbacher Steinmetz, der sich hier verewigte. Von ihm stammt auch die Galerie, wenigstens die Eckpfosten derselben, welche sein Steinmetzzeichen tragen. Die gotischen Füllungen des Geländers dagegen könnten sehr wohl aus älterer Zeit, ja vielleicht sogar von einem andern Bau stammen. Ein kräftiger Rundbogenfries läuft unter der Galerie her; die Konsolen desselben endigen z. T. in kleine Thier-

und Menschenköpfe. Auf der Seite, welche dem von Offenburg Kommenden entgegenschaut, prangt als Hauptschmuck des ganzen Thurns ein doppeltes Wappenschild, mit dem Reichsadler zur Linken, dem Salmen der Stadt zur Rechten, in reiche Umrahmung gefaßt. Unter dem Wappen erkennt man eine dreizeilige stark verwitterte Inschrift, deren unlängst entzifferter⁹⁹⁾ Wortlaut folgender ist: Wol der Stat, die Gott vor Augen



hat und auf in baut, die wirt nimermer beraubt. Anno 1582 Jar.

Der kleine, bärtige Kopf oberhalb der Wappenschilder mag das Porträt des Steinmetzen oder Baumeisters vorstellen. Schraubenköpfe, die rechts und links davon ausgemeißelt sind, wollen die Täuschung wachrufen, als sei die ganze Inschrifttafel an die Thurmwand angeschraubt. Drei

Kugeln, die oberhalb der Tafel, und eine größere, welche unter derselben in die Mauer eingefügt sind, zeigen in flachem Relief zierliches Blattornament.¹⁰⁰⁾

Von den Bürgerhäusern des 16. Jahrhunderts scheint kein einziges mehr zu existieren: so gründlich haben die Franzosen im 17. Jahrhundert hier ausgeräumt. Wohl aber gehört, wenigstens theilweise, dem Jahrhundert der Reformation der schöne Marktbrunnen an, der noch jetzt eine Hauptzierde des Städtchens bildet. (S. Abb. S. 21.) Theils durch Frost, theils durch barbarische Säuste hat das Werk im Laufe der Zeit mancherlei Verletzungen erfahren und mußte sich allerhand, z. T. wenig korrekte Reparaturen gefallen lassen. Ja der ganze Brunnenstock mit Ausnahme der Figur scheint später einmal erneuert worden zu sein. Derselbe



Grabmal des Zwölfers und Stettmeisters Peter Jünger an der Martinskirche zu Gengenbach.

erhebt sich aus achteckigem, schlichtem Trog, dessen Ecken durch einfach profilierte Streben verstärkt sind. In seiner unteren Hälfte ist der Stock achteckig, dann geht er in Rundung über, deren kräftige Ausbauchung mit Akanthuslaub geschmückt ist. Die vier Wasserrohren werden von übereinstimmend geformten Gesichtsmasken gehalten. Zwischen diesen Masken sind Blumen und Früchte in reicher Fülle gruppiert. Nach oben



endet der ziemlich untersetzte, fast etwas plumpe Brunnenstock in ein derbes, korinthisches Compositkapitell, das etwas zu wenig Ausladung zeigt. Die ganze Profilierung des Stockes scheint mir mehr dem 17. als 16. Jahrhundert zu entsprechen, und in der That glaube ich noch in der Höhe der Wasserröhren in ungleichen Abständen die Ziffern I. 6. I. zu erkennen.

Die Brunnenfigur, nicht wie Trog und Stock aus rothem, sondern graugelbem Sandstein, stellt einen bärtigen Ritter dar, mit dem (jetzt des Busches beraubten) Helm auf dem Haupt, bis zu den Knien in einen kunstvollen Platten-



harnisch gehüllt, die zu lang gerathenen Beine aber in enganliegendes Tricot geschnürt und von zierlichen Strumpfbändern umschlungen, wodurch sie nur noch dünner und länger erscheinen. Ohne den Baumstamm hinter dem rechten, zierlich wippenden Bein könnte die Gestalt sich schwerlich aufrecht erhalten. Ueber dem Kürass trägt der Ritter eine breite Schärpe, mit der Linken stützt er sich auf einen schmalen, zierlich geformten Schild, auf dem das

mehr erwähnte reichsstädtische Wappen eingemeißelt ist. Der rechte Arm war einmal gebrochen und ist jetzt offenbar in falscher Haltung angesetzt worden: er dürfte eine Lanze mit Fähnlein gehalten haben. Vorn am schmalen Sockel der Figur liest man die Zahl 1582.

Bei den Gengenbachern gilt der Ritter meist für Kaiser Karl V. Wie kam man gerade auf diese Deutung? Einmal wohl durch den großen Mund und das vorspringende Kinn des Ritters, wodurch er an bekannte Bildnisse Kaiser Karls entschieden etwas erinnert. Sodann durch die spanischen Beinkleider, in die der Gewappnete eingezwängt ist. Aber was soll Karl V. gerade in Gengenbach, wo er doch niemals weilte, das

ihm nichts Erhebliches verdankt? Und wie sollte man im Jahre 1582, ganze 24 Jahre nach seinem Tod, dazu kommen, ihn hier so auffällig zu ehren und zu verewigen?

Nach einer andern Version hätten wir es vielmehr mit dem bösen „Schweden“ zu thun, dem Zerstörer der Stadt im 30jährigen Krieg, dem Ketzer, der so mager ist, „weil er nur Charfreitags sich satt essen darf“, oder auch, weil er die schlanken Beine nöthig hat, um sich vor seinen Verfolgern in Sicherheit zu bringen.

Diese Deutung, die auf die Jahreszahl 1582 so gar keine Rücksicht nimmt, erledigt sich natürlich von selbst. Aber wen mag die Figur in Wahrheit vorstellen?

Die Brunnen werden bei ihrer Stellung im Mittelpunkt der Städte in dieser Zeit allgemein gern mit dem Stadtwappen in irgend einer Form verziert. Bald ist es Neptun, bald ein Löwe, der das Wappen hält, noch häufiger ein bärtiger Recke in Ritter- oder Landsknechtstracht, ein sogenannter „Wappner“. Einen solchen und weiter nichts möchte ich auch in unserer Brunnenfigur erkennen; mit welchem Recht, das soll demnächst ein besonderer kleiner Aufsatz dieser Zeitschrift nachweisen.

Weitaus die meisten Kunsterzeugnisse aus dieser Zeit haben sich auf dem Kirchhof zu St. Martin erhalten. Da ist zunächst die Friedhofskapelle mit der Verspottung Jesu zu nennen, ein großes Wandgemälde¹⁰¹⁾, aus dem sich die Statue des Heilands, der mit Dornenkrone, Rohrstab und Mantel auf einer Konsole steht, wirkungsvoll abhebt. Die etwas sehr asketische Muskulatur dieser Statue ist im übrigen sorgfältig, der leidende Gesichtsausdruck neigt zum Verzerrten. Wie die Inschrift an der Seitenfläche der Konsole lehrt, rief Abt Georg Breuning im Jahre 1609 Kapelle und Bildwerk ins Leben.

Erfreulicher sind im Allgemeinen die kleinen und großen Grabsteine aus dieser Epoche, welche in die äußere Wand der Martinskirche selbst eingepaßt sind. Der älteste auf der Südseite trägt das Datum 1580 und wurde von dem Leutpriester Büchner seiner Mutter gesetzt. Im Hauptfeld der großen Reliefplatte ist die Kreuzigung dargestellt; die Ausführung ist unendlich roh,

man bekommt den Eindruck, als sei die letzte Hand nie an das Werk gelegt worden.

Erheblich besser ist schon die rechteckige Grabplatte des J. S. Zetinger von 1590. Sie beschränkt sich auf die Wiedergabe zweier parallel gestellter Wappen und erinnert in der Arbeit an das Wappenschild am Niklausthurm.

Viel feiner als diese beiden Steine, ja mit einer gewissen Routine ist das Grabmal ausgeführt, welches der kunstsinige Pfarrherr Johannes Kun im Jahre 1606 seinen Eltern stiftete. (S. Abb. S. 31.) In verschiedenen Feldern, welche von Kartouchen eingerahmt werden, baut sich das Ganze auf. Im obersten Feld bemerkt man die Himmelfahrt Mariä, im mittleren die Kreuzigung mit jederseits zwei Anbetenden. Der eine dieser Adoranten, aus einem besondern Stein gemeißelt und einstens aufgeleimt, ist jetzt weggebrochen. Vor den einrahmenden Pfeilern links und rechts steht einerseits eine Frau mit zwei Kindern, andererseits ein härtiger Mann mit Kette und Amtsstab: es sind die Eltern des Stifters. Elegante Distichen, im untersten Feld, feiern ihre Tugendhaftigkeit.

Derselbe Kun hat im Jahre 1609 die schon früher (S. 30) erwähnte Kapelle zwischen Oberthor und Friedhof gestiftet. Nicht viel mehr als die Inschrift scheint aus genanntem Jahr zu stammen, der übrige Bau verräth in seiner mesquinen Armseligkeit die spätere Erneuerung. So dürfte auch der Eckpfosten zur Linken mit seinem flachen, an gepreßtes Leder erinnernden Ornament¹⁰²⁾ kaum ein ursprünglicher Bestandtheil der Kapelle sein; Arbeit und Material sind ganz anders als an der Inschriftplatte. Ebenso ist selbstverständlich die Malerei in der Kapellennische später als 1609; das Porträt Eßelspergers, welches über dem ganz verwitterten Hauptbild angebracht ist, verräth sich als Copie des auf dem Rathhaus (s. o. S. 30) aufbewahrten Oelgemäldes.

Weitaus der schönste von allen in die Martinskirche eingemauerten Grabsteinen ist der des Zwölfers und Stettmeisters Peter Paul Jüngel, vom Jahre 1609. (S. Abb. S. 33.) In gelbem Sandstein sind die winzigen Figürchen wie en miniature gearbeitet, eine Auferstehung darstellend, in reicher Umrahmung. Vor den vertikalen Rahmenleisten stehen auf zierlichen Konsolen die Apostelfürsten

Petrus und Paulus, offenbar mit Bezug auf die Vornamen des Verstorbenen.

Auch der andere Friedhof der Stadt oder vielmehr des Klosters, auf der Nordseite der Abteikirche gelegen, war offenbar reich an Werken der Renaissance. Dort waren, so scheint es (s. o. S. 5), hauptsächlich Klosterbedienstete und Verwandte der Konventualen begraben, denen diese ein Grab im Schatten des Gotteshauses verschafft hatten. Nur noch zwei Grabsteine¹⁰³⁾ zeugen von diesem Friedhof, beide eingefügt in die Nordwand



Grabstein des Organisten Otto Möller an der Abteikirche zu Gengenbach.

der Kirche. Zunächst ein monumentales, namenloses Epitaph aus gelbem Sandstein vom Jahre 1594; wir sind leider nicht in der Lage eine Abbildung davon zu geben. In unbekannter Zeit ist die alte, romanische Nordthür¹⁰⁴⁾ der Abteikirche damit zugestellt worden, wobei die Bekrönung des Grabsteins (mit der Inschrift?), weil zu hoch, abgebrochen wurde. Die Hauptdarstellung, ein richtiges Gemälde in Stein, zeigt die Krönung Mariä. Im Vordergrund knieen die Stifter, ein Ritter in hoher Halskrause, gegenüber seine matronale Gemahlin. Vor beiden steht ihr Wappenschild; der eine läßt einen Stern, der andere einen Mann mit Keule erkennen. In dem kleineren Feld unter dem Hauptbild ist die Auferstehung dargestellt. Am vollendetsten ist die Pilasterumrahmung des Ganzen: die Flächen derselben

sind mit sehr flachem Ornament überzogen, das an gepreßtes Leder oder an eingelegte Holzstäfelei erinnert. Ein Engel mit dem Stundenglas und ein eben solcher mit dem Todtenschädel lehnen zu äußerst an den Pilastern.

Viel kleiner, aber von gleich guter Arbeit ist der Grabstein des Organisten Otto Möller vom Jahre 1611, bewundernswerth besonders durch die Pünktlichkeit und Eleganz, mit der das Wappen ciselirt ist. Die Umrahmung imitiert Holz- oder Schmiedewerk, das durch plastisch wiedergegebene Schrauben zusammengehalten wird. Was wir schon eingangs andeuteten, dafür bieten diese Grabsteine recht instructive Belege, daß nämlich aus der Werkstatt des Holzschnitzers und Schmieds die Motive entlehnt wurden, welche die Plastik der Renaissance mit Vorliebe verwendete.

Dürften wir bei allen bisher besprochenen Skulpturen annehmen, daß sie in Gengenbach selbst geschaffen worden seien, so scheint dies ausgeschlossen bei einigen anderen dort befindlichen Kunstzeugnissen. So vor allem bei den Gobelins, welche in der sogen. Kustodie verwahrt werden. Auch über sie soll demnächst ein besonderer kleiner Aufsatz handeln.

An die beste reichsstädtische Zeit ermahnt das Bandelier von der Schärpe des Stadtschultheißen, das auf dem Rathhaus verwahrt wird. An doppelter Kette, die in eine allerliebste Agraffe zusammengeht, hängt ein reiches, schildförmiges Medaillon, von einer à jour gearbeiteten Krone überschattet. Im Innern der Krone liest man auf einem Spruchband die Zahl 1618. Gegossene und ciselirte Ornamente, Engel- und Löwenköpfe sind verschwenderisch über die Fläche des Medaillons

DIE WAPPEN DER STÄDTE

vertheilt. In der Mitte desselben, flankirt von zwei betenden Engelfigürchen, sitzt ein kleineres Schild mit dem Reichsadler und der Zahl 1618, inmitten des Adlers das Salmenwappen der Stadt auf rothem Emaille-Grund.

Schließlich darf ein Erzeugniß der Buchbinderkunst hier nicht unerwähnt bleiben, der dicke Schweinslederband nämlich, welcher die Rathsprotokolle von 1590—1609 enthält. Seine Decken zeigen neben anderen schön gepreßten Verzierungen und elegant ciselirten Messingbeschlägen eine Zierleiste, gebildet aus Medaillonköpfen des Erasmus, Zuß, Luther und Melanchthon in mehrfacher Wiederkehr. (Dieser Saum mit den Medaillons ist leider auf der Abbildung weggeblieben.) Welche Ironie, daß die wieder gut katholische Stadt ihre Akten in so fetterisch verziertem Buche eingetragen hat! Wahrscheinlich hat es ein etwas kurzfristiger, unbedachter Rathschreiber im fetterischen Straßburg gekramt und erst als es zu spät war, den Schaden bemerkt.

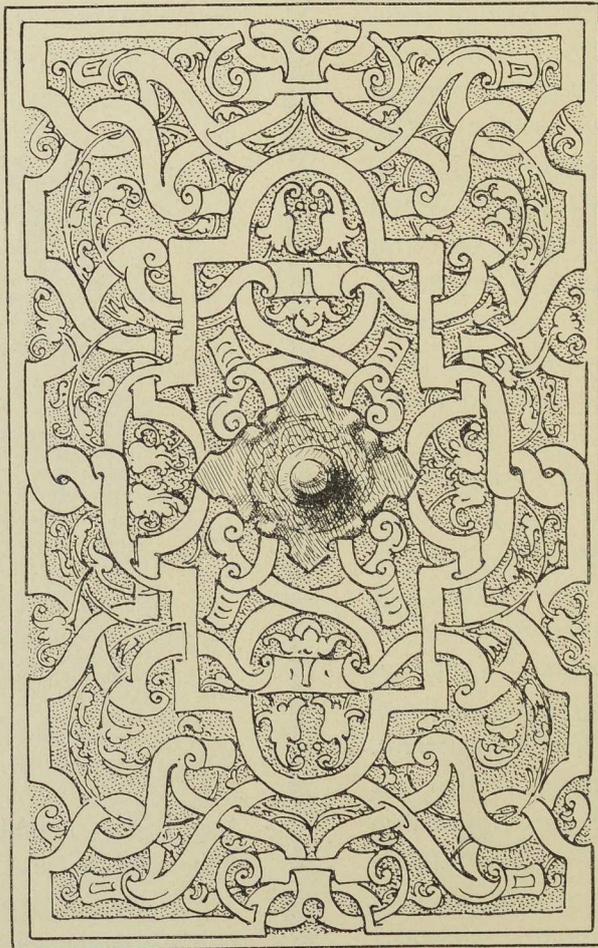
Trotz des gewaltigen Umfangs und der vielfach schlechten Schrift, in der dies Protokollbuch niedergeschrieben ist, konnte ich nicht umhin, es wenigstens

anzublättern, und will nun im Folgenden den Eindruck, den ich bei dieser oberflächlichen Lektüre vom städtischen Leben der damaligen Gengenbacher erhielt, in aller Kürze skizzieren.



II. Das städtische Leben um 1600.

Der ganze Zuschnitt des Lebens war allem Anschein nach überaus spießbürgerlich. Wenig,



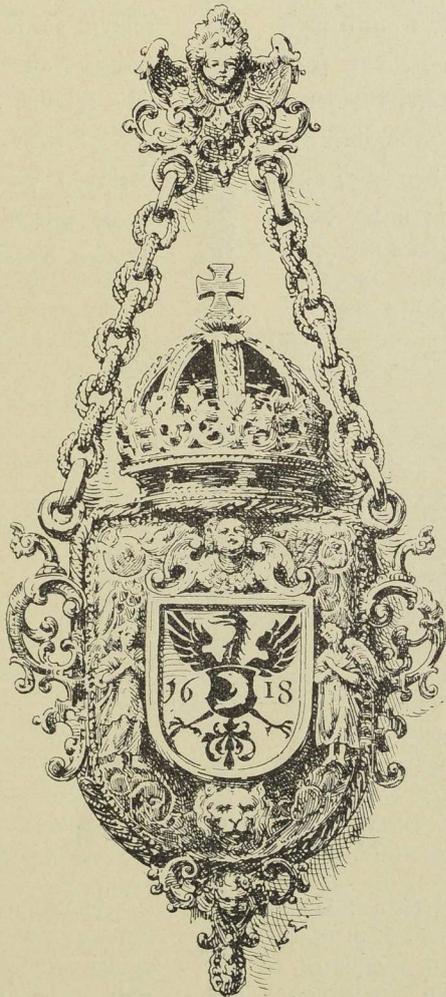
Protokollbuch Mittelteil des Deckels
Leiterpressung

DIE WAPPEN DER STÄDTE

ja nichts von politischer Tragweite hatte der Rath zu verhandeln; ein Ereigniß war es schon, wenn er sich einmal mit dem österreichischen Landamtmann wegen der schlechten Fütterung der Ortenberger Esel¹⁰⁵⁾ herumstritt oder mit dem Klosterabt um strittige Baupflichten und widerrechtlich verhaftetes Gotteshausgesinde einen Span bekam. Nur zweimal wirft das historische Leben der Epoche seinen Schatten bis in die Rathsstube der Gengenbacher; zuerst im Jahre 1593, als ein kaiserlicher Subdelegierter nach Offenburg kam und den drei Vereinsstädten des Kaisers Begehre „wegen der eilenden, freien Türkenhülfe“ vortrug. Die Städte hatten sich bisher mit „unterschiedlichen Durchzügen und füngeloffen Kriegswesen, das sie noch nicht verschmirtzt“, zu entschuldigen gewußt; sie schützten auch jetzt vor, daß ihre Bürgerschaft „verarmt“ sei, und was Gengenbach nach langem Feilschen endlich an „eilender Türkenhülfe“ leistete, waren 360 Gulden!

Ebenso bettelhaft stand der Kaiser vor seinen reichsfreien Unterthanen im Jahre 1602, wo er sie um ihren Pulvervorrath bat, da von dem türkischen Erbfeind täglich ein Ueberfall zu besorgen wäre. Sein Beamter, der Landvogt, wurde mit recht windigen Ausreden abgespeist, eine Pulverlieferung nicht gewährt.

Aber solche Staatsangelegenheiten beschäftigten, wie gesagt, den Stadtrath nur selten; seine Hauptthätigkeit ist der bürgerlichen Rechtspflege gewidmet. Vormundschaftsachen kommen fast in jeder Sitzung zur Verhandlung, Fragen wegen Mein und Dein verhältnißmäßig selten, um so häufiger „Schand- und Schmahsachen“. Des Beschimpfens und Ehrabschneidens war kein Ende, und geprügelt wurde in der massivsten Weise, niemand mehr als die eigene liebe Hausfrau. „Trunkene Weinfeuchte“ bildet dann zwar



Bandelier des Stadtschultheißen zu Gengenbach.



einen Milderungsgrund, doch werden immerhin Haft- und Geldstrafen in reichlichem Umfang verhängt. Die Bußgelder kommen meist der wohlthätigen Armen- und Krankenherberge zu statten, welche die Beguinen unter Aufsicht des Stettmeisters in der Stadt unterhalten. Bei weitem am häufigsten sind es Unzuchtssklagen, über die der Rath Verhöre über Verhöre abhalten muß; ja, es scheint, als würden die Fälle von Jahr zu Jahr zahlreicher: der Niklausthurm beherbergt beständig Sünder gegen das 6. Gebot — die man „bei harter Kälte“ vorübergehend wieder frei zu lassen pflegte — öfters müssen unverbesserliche Weiber im Hals-eisen am Pranger stehen.¹⁰⁶⁾ Als höchste Strafe droht das Hochgericht vor der Stadt, das im Jahre 1591 auf steinernem Stollen neu errichtet wird.

Auch Fragen der Sicherheitspolizei stehen oft auf der Tagesordnung. Der Rath handelt die Feuerschau und legt lässigen Bürgern Bußgelder auf. Er überwacht die Metzger, daß sie kein Fleisch verkaufen ohne vorherige Beschau u. w. dgl. m.

Eine Hauptforge für die würdigen Rathsherren bildet die Marktpolizei. Sie bestimmen, wieviel Zoll die Metzger von ihren Häuten entrichten sollen, die Tucher vom erkauften „Schwaben-tuch“. Sie überwachen die Herbergen¹⁰⁷⁾, dazu die „Wirthschaft

der städtischen Badstuben“. Die Wirthe müssen sich's gefallen lassen, daß ihnen die Preise für ihre Weine von der Obrigkeit vorgeschrieben werden, und wenn sie lieber gar nicht schenken als unter dem Werth, erlaubt sich der Rath, sie auch darum zu strafen. Er bestimmt sogar bis ins Einzelne, was sie für ihre Speisen verlangen dürfen¹⁰⁸⁾. Die Urten (d. i. Rechnungen) müssen sie öffentlich mit dem Gast zusammen aufstellen.

Der Rath kümmert sich aber auch um das

Seelenheil der Bürger. Er straft die, so allzugreulich fluchen, mit 8 Tagen Haft. Er steht mit dem Pfarrherrn in stetem Verkehr; dieser darf den Rath „uff der Kanzel nit usschreien“, muß auch in Ehesachen dem Magistrat das „erste Examen“ zugestehen; aber er findet dafür jeder Zeit auf dem Rathhaus offene Ohren für alle seine Klagen. In seinem Sinne bedroht der Rath säumige Kirchgänger und Kommunikanten wohl gar mit Entziehung des Bürgerrechts und bestrafte unnachlässig jeden Dienstherrn, der sein Gesinde am Feiertag zur Arbeit anhält, verbietet auch den Scherern, des Sonntags zu balbieren. Endlich ist es der Rath, welcher in den Hexenprozessen das Urtheil fällt. Schon unter dem Jahre 1598 lesen wir seltsame Berichte über „ge-

lempte Schweine“ und anderes behextes Vieh, über Weiber, die auf schwarzen Geisböcken reitend erblickt worden waren, und was dergleichen mehr. Gleichzeitig werden die Schimpfworte „Hex“ und „Hexenmeister“ auffallend beliebt. Es mehren sich dann die Klagen über die Beherzung kleiner Kinder, und im Juni 1603 vernehmen wir von der ersten Hexenverbrennung: „Gott sei der armen Seelen gnädig und barmherzig“, fügt der Stadtschreiber seinem sonst so lakonischen Berichte bei. In demselben Jahre fielen noch zwei andere Frauen dem schrecklichen Wahn des Jahrhunderts zum Opfer. So schließt die Epoche, in der es Licht in den Geistern zu werden versprach, hier in Gengenbach, wie fast allerwärts in Deutschland, mit Orgien des traurigsten Aberglaubens.



Anmerkungen.

1) Siehe Schau-ins-Land 20. Jahrlauf (1893), S. 11 ff. Man bittet dort zu corrigieren: S. 22, 3. 10 v. o. statt Abt von Junsweier: Dekan v. J. Anmerk. 7, Schlußzeile statt angebetet: verehrt. Zu S. 25, wo vom Sicherheitsdienst der Thurmwächter die Rede ist, liefert Goedeke in seiner Schrift über Pamphilus Gengenbach einen kleinen Beitrag. Er citiert dort S. 10, Anmerk. 3 Lindner's Kastenbüchlein S. 56: „die Herren von Gengenbach an der Kinzig gelegen“ und bemerkt dazu: „unter den Herren sind die Herren des Rats gemeint, deren Turmwächter von Zeit zu Zeit zu rufen pflegte „ich sich dich wol““ und damit einst einen Dieb schreckte, der den Ruf auf sich bezog.“

2) Galten doch in manchen Städten die Frauenhäuser geradezu als Sehenswürdigkeit. Vgl. J. Ulmann, Das Leben des deutschen Volkes bei Beginn der Neuzeit, S. 55.

3) Vgl. Schau-ins-Land a. a. O., S. 23.

4) Vgl. Schau-ins-Land a. a. O., S. 30.

5) Seine Schwester war Aebtissin zu Güntersthal bei Freiburg.

6) Vgl. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds I, 259. Daß ich dieses Buch im folgenden ausgiebigst verwertet habe, ist selbstverständlich; es überall auch zu citieren, glaubte ich unterlassen zu dürfen.

7) Trithemius, Chronicon Hirsaug. II, 586 f.

8) Es war das eine Reformbewegung innerhalb des Benediktinerordens, durch Johann von Hagen, der 1439–69 Abt des Klosters Bursfelde bei Göttingen war, ins Leben gerufen: die Regeln Benedikti wieder strenger zu befolgen war ihr Ziel. Auch Gengenbach gehörte seit 1483 der Congregation an. Vgl. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, S. 83.

9) Gothein a. a. O., S. 259. Die frommen Väter, so heißt es in dieser Ordnung von 1507, sollen aus ihren Privatwohnungen weg und wieder ins Kloster ziehen; dort sollen sie in verschlossenen Dormitorien schlafen und nur ehrbare Personen zu den Mahlzeiten zuziehen. Ihre Concubinen sollen sie abschaffen und keine verdächtigen Frauen ins Kloster zulassen. Sie sollen nicht mehr die

öffentlichen Bäder besuchen, noch an Trinkgelagen in den Schenken theilnehmen. Stiefel und weltliche Kleidung müssen sie ablegen und sich wieder die Tonsur scheeren. Kein Bruder soll fortan Diebstähle begehen, Verschwörungen beitreten, Würfel spielen, Waffen tragen. Ueberhaupt soll wieder ein Prior zur Zandhabung der Zucht ernannt werden.

10) Vgl. Zeitschrift für Gesch. d. Oberrh. VIII, 447, Anm. 4.

11) In Elfaß-Lothringen haben sich nicht weniger als 18 solche heilige Gräber erhalten, 3. T. von ganz ähnlichem Aufbau. Vgl. vor allem die betreffenden Anlagen zu Alt-Thann, Oberehnheim, Zagenau und Weissenburg; s. F. Kraus, Kunst und Alterthum in Elfaß-Lothringen IV, S. 135. Der Freiburger Leser erinnert sich natürlich an das hl. Grab im südlichen Seitenschiff unseres Münsters vom Jahre 1578.

12) Die im badischen Unterland sprichwörtliche Redensart „der ligt do, wie der Gengenbacher Zeiland“, nimmt wahrscheinlich nicht auf den Christus des Frauendörles, sondern auf den besonders starren Leichnam in der Nebenkapelle des Bergles Bezug.

13) In der Mitte dieser Sargwandung bemerkt man eine kleine Gitterthüre: sie verschließt ein Sacramentshäuschen. Bei mehreren heiligen Gräbern des Elfaß ist ein solches in Christi Brust selbst angebracht, 3. B. zu Kaysersberg. Vgl. Kraus a. a. O., II, S. 199. Ebenso bei dem hl. Grab des Freiburger Münsters.

14) Eigentlich sind diese Konsolen für Lichter bestimmt. Die Engel aber gehören auf die beiden, etwas größeren Konsolen, welche auf den Schmalseiten des Baldachins in der Höhe des Begrabenen vorspringen und deren jetzige Leere störend auffällt.

15) Dasselbe Wappen befindet sich, wie schon bemerkt, in dem einen Schlussstein des Gewölbes; ein drittes Mal hängt es in großer Ausführung an der Wand hinter und über dem hl. Grab.

16) Unter der Figur sieht man ein kleines Versäzloch. Saß hier wohl einst ein Täfelchen mit des Abtes Name?

17) Bei der Erneuerung ist, wie Herr Simmler mich versichert, möglichst conservativ verfahren, Farbeß 3. B. nur da verwendet worden, wo unter der Gypshülle sich Spuren davon fanden. Nur an die Stelle der rohen, sehr verdorbenen Engelsköpfchen, welche seit der Restaurierung von 1694 (vgl. J. f. G. d. O. VIII, 679) die Konsolen der Gewölbedienste maskierten, sind die Brustbilder von 6 Männern des alten Testaments getreten, wie sie an ähnlicher Stelle im Kloster zu Blaubeuren Verwendung gefunden haben. Auch die Farbengebung bei diesen Stückfiguren, sowie an den Gewölbediensten hat sich nach dem Blaubeurer Vorbild gerichtet. Endlich sei erwähnt, daß ein unschöner Durchblick, welcher früher neben der Gitterthür gegen die Hauptkirche die Wand unterbrach, bei der Erneuerung zugemauert wurde.

18) Zeitschr. f. G. d. O. XXXII, S. 309 ff. Der Prior Efelsberg äußert dabei u. A.: „Wenn dem Abt etwas widerfahren, als er sich geneigt im Kerker, möcht' aus Ursachen geschehen sein, daß er in vorhergehender Nacht mit seinem Frauenzimmer in der Abtei gepraßt und sich vielleicht mit Essen und Trinken überladen hab.“ — Der Abt wurde ferner beschuldigt, „er hätt' seiner Niezen 7 Ohmen

des besten Weines, desgleichen seinem Tochtermann ein gut Schwein zu einem Fastnachtskuchlin geben. Item daß er die Kleinod, so der Mutter Gottes von vorgehenden Prälaten geopfert wären, ihr Bildnus damit zu zieren, seiner Concubinen oder deren Kindern anbinge. Item hätt' er das Seine an manchen Orten verspielt und wäre Lotterbuben auf Schützenfesten nachzogen. Nie hätt' ein Abt so hinläßlich administrirt; er ziehe zu seiner jährlichen Rechnung keinen mehr vom Convent zu und nehme täglich merkliche Zändel vor, darauf eines Gotteshauses Schaden stünde. Seiner Concubinen Tochter habe er gestattet, in Küchen, Keller und Fischhäuser zu laufen und sich des Besten zu gebrauchen; denn denselben gar viel mehr Wildbrett in ihr' Häuser, denn dem Convent über den Tisch käme. Seinem Tochtermann habe er u. A. das Sesselleben geliehen, davon männiglich sehen müsse zu hochzeitlichen Tagen, so man sich zu besonderer Andacht schicken sollt', daß der Tochtermann seinem Schwäher den Sessel in der Procession nachtrage. Sie müßten auch hören, daß ihr Abt der verhurteste Mönch wäre mit Frauen; etliche hie zugegen wären, die mit ihm Frauen getauscht hätten. Kurz verschienenen Tags hab' ihr Abt eine Frau zu sich in ihres Mannes Kleider beschieden. Das wäre seine Concubin inne worden und hätt' ihn mit den Worten gestraft, ob ihm nicht der Mutter und seiner eigenen, leiblichen Tochter genügte, ob er erst noch eine darzu haben müßte. Er wäre, seit der Gefängnis, zu Straßburg auf den Schrecken öffentlich an einem Laden, so auf die Breusch ginge, bei obgemeldeter seiner letzten Dirnen gelegen in einem roten Scharlach-Barett und des' die Leut' lassen zusehen. Seinem Marstaller halte er eine eigene Concubine, und seinem Kämmerer auch eine, damit das Völklein zusammen käme und ihn seiner eigenen Mißethat unbeirrt ließ“.

19) So solle das Lesen bei Tisch unterwegen bleiben, wenn Ehrengäste im Konvent wären. Den Brüdern solle man des Schlafens halb Zellen oder Stüblin machen. Auch hätten sie bisher unsaubere Gemach gehabt; sie bäten, daß man ihnen süglich Gemach bereite, desgleichen ein Siechhaus mit Ordnung. Priester, so ihrer Aemter halb verkehren müßten, sollten Schlüssel zum Kreuzgang haben. Ganz unverhohlen erklärten sie sich gegen regulirtes Fasten, „mögen es nit leiden“. Wohl aber möchten sie leiden, „daß man ihnen ein süglich Bad machte mit Erlaubung, ehrliche Personen zu ihnen zu lassen. Etliche Aetzung der Aemter solle bestehen bleiben, damit auch die Jungen desto fleißiger werden sich zu solchen Aemtern zu schicken. Sie vermeinen, daß sie ein Schwert oder Schweinspieß, zu ihrem Ußwandel dienend, in ihrer Kammer wohl haben möchten. Vor allem aber solle der Abt künftig alles mit dem Konvent berathen, keine eigene Concubine inner oder ußer des Gottshauses halten“.

20) Vgl. Diöces.-Archiv XX, S. 260. Um dem Kaiser sich für diese und andere Vergünstigungen (vgl. o. S. 2 f.) erkenntlich zu erweisen, leistete Abt Philipp zu Maximilians Lieblingschöpfung, dem Kammergericht, einen Jahresbeitrag von 34 fl., der später auf 27, im Jahre 1669 auf 9 fl. gemindert wurde.

21) Noch als betagter Mann hielt es der Abt mit Maitreffen, die ihm der Lahrer Dekan in so schamloser Weise zutrieb, daß die Obrigkeit einschreiten mußte. Vgl. Gothein a. a. O., I, 261.

22) Es ist nicht unmöglich, daß dieser Plan auch bei dem Skandal von 1506 mit im Spiele war, ja die eigentliche Veranlassung dazu bildete. Abt Konrad war wohl ein Gegner jener Umgestaltung, für die Philipp von Selsberg und der ganze Konvent schon damals Feuer und Flamme gewesen sein dürften.

23) Vgl. J. f. G. d. O. VIII, 449, Anm. I.

24) Maximilian handelte dabei gegen sein ausdrückliches Versprechen, die Ortenauer Städte künftighin ohne ihr Wissen und Willen nicht mehr zu versetzen. Vgl. Führer von Offenburg und Gengenbach, S. 14.

25) Vgl. Zimmern'sche Chronik V, 337 und II, 589. Dieser Schilderung des Chronisten entspricht auf's vollkommenste das S. 7 in Autotypie wiedergegebene Abbild des Grafen, welches eine Hauptzierde des Rittersaales auf Schloß Zeiligenberg bildet. Es zeigt den Grafen, martialisch ausschreitend, in einer sonderbaren Haube, mit blutrothem Wams über dem Harnisch und mit zwei Schwertern umgürtet, während die Rechte auf ein drittes, riesengroßes Schwert sich lehnt. Vgl. Th. Martin, Der Rittersaal zu Zeiligenberg, S. 26 ff., und v. Hefner-Alteneck, Trachten des christl. Mittelalters III, Taf. 23.

26) Seyboth, Das alte Straßburg, S. 236, bezeichnet das Haus Kalbsgasse 5 (3 bis) als „des Richters Zus 1220, später zum Ritter 1499; Hof des Grafen Wilhelm v. S. 1530“. — Die Zimmern'sche Chronik (IV, 59) kennt außerdem ein Haus des Grafen in der Judengasse. Es ist wohl identisch mit dem von Seyboth a. a. O., S. 248 erwähnten Hause: „Zimmelreichgäßchen Nr. 8 (10) (unmittelbar neben der Judengasse) zum Lämblin und zum Fürstenberg, Vorder- und Hinterhaus 1550: Wilhelm von Fürstenberg will 4 Häuser von seiner Gnaden Hof umz herfür uf Steffansplan reichend, abbrechen und von neuem bauen . . . Da dieser Neubau eine richtige Festung mit Zinnen, Gräben, Schußlöchern, Fallbrücken u. d. darstellte, wurde er durch Befehl des Magistrats 1560 wieder abgebrochen.“ Ebenda S. 250 wird auch noch in der Regenbogengasse ein Haus „zu dem Fürstenberg“ aufgeführt.

27) Mit Sickingen war Graf Wilhelm persönlich befreundet; in des Ritters Streit mit Trier leistete er ihm stattlichen Zuzug; auch entlieh er von den Straßburgern 20 Centner Pulver für den Freund (vgl. Straßburger Urkundenbuch I, 61); an ihn wandte sich Sickingen noch zuletzt um Hilfe, als er im Jahre 1523 auf Landstuhl in äußerster Bedrängniß lag.

28) Diöcesan-Archiv XX, S. 261.

29) Diöcesan-Archiv VI, 4 ff.: Der Abt, welchem der Hof des Klosters in Offenburg lebenslänglich eingeräumt wurde, erhielt 200 fl., der Prior 100, jeder Mönch 80 fl. Rente zugesichert. Vgl. auch Gothein a. a. O. I, 262.

30) Gothein a. a. O., S. 266.

31) Baumann, Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkriegs, S. 324.

32) Diöcesan-Archiv VI, 6; Gothein a. a. O., S. 265, 268, 269.

33) An solchen unzweideutigen Zeugnissen oder Akten ist für die Jahre 1525—50 ein ganz auffallender Mangel. Sind wohl die Urkunden dieser feyerlichen Zeit planmäßig vernichtet worden?

34) Reim, Schwäbische Reformationsgeschichte, S. 105 ff. Man könnte es sonderbar finden, daß gerade die Gengenbacher sich der Kottweiler Flüchtlinge so annahmen. Aber die großen Besitzungen, welche das Gotteshaus Gengenbach auf Kottweiler Gemarkung seit Alters befaß, vermittelten von jeher einen regeren Verkehr zwischen den beiden Städten.

35) J. f. G. d. O. XXXIII, 128 ff. Das Wappen Melchior's (vgl. Abb. auf S. II) kennen wir aus einer Glasfenster-Visierung Hans Baldung Griens; vgl. v. Térey, Handzeichnungen Baldungs II, 123.

36) Die Anklage enthielt folgende Punkte: Der Abt sei noch immer nicht ordiniert, frage auch gar nichts darnach, trinke und spiele, merde den Chor, bete nicht einmal seine Horas. Dagegen habe er mit unnützem Gesinde, mit Gastung und schädlichem Spiel schon 10000 fl. Schulden gemacht, aber mit seinem Schaffner noch einmal die Rechnung beschlossen. Alles hänge er an seine Nieze, die ohnedem Tag und Nacht von der Abtei forttrage. Auch reise er aus bloßem Muthwillen Klostergebäude ein, die es noch lange gethan hätten. Ohne den Widerspruch des Konvents hätte er gewiß schon die Klosterhölse im Elsaß zu Geld gemacht. Er lasse merken, wenn ihm eine Pension ausgesetzt werde, verzichte er gern auf seine Würde. Der Abt entgegnete: Nur einmal habe er sich zu Straßburg mit Trinken übersehen; sei Dursts halben geschehen. Wirklich gespielt habe er nur dreimal, sonst treibe er allein das Brettspiel. Seine Concubine habe er entlassen. Alle Samstag halte er Abrechnung mit seinen Schaffnern. Die Veräußerung der elsässischen Güter habe er angestrebt, um die zu verzinsende Schuldenmasse zu verringern. Die Bewirthung des Adels könne er nicht ausschlagen, doch werde er sein Gesinde mindern und in Zukunft nichts ohne den Konvent handeln.

37) Diese zweite Klage hob folgende Mißstände hervor: Das Gesinde sei nicht verringert: hätten die früheren Aebte nur einen Kammerdiener gehalten, so brauche Abt Melchior deren drei. Auch die bauliche Thätigkeit schränke er nicht ein, ebensowenig die Gastereien, zu denen er weniger den Adel als vielmehr gemeine Gefellen zuziehe; denn er sei nicht für vornehmen Umgang, halte es mehr mit „nachgültig Volk, die wohl trinken mögen“. Auch esse er gar nicht mehr beim Konvent, sein Frauenzimmer aber habe er ohne Scham täglich bei sich; einem solchen sei er sogar eine Zeit lang in offener Wirthschaft nachgezogen.

38) Diöcesan-Archiv XVI, 159: *erudiendis nobilium pueris*. Vgl. auch Schau-in's-Land XX, S. 29.

39) Vgl. die Bestallungsurkunde in J. f. G. d. O. I, 299 ff.: Wenn der Meister mit billichen Fleiß hat, so darf der Abt an den nächsten Frohnfasten ihm Urlaub geben; begehrt er etwas Unfug im Kloster oder davor, so mag ein Abt oder Prior uf Stund ihn beurlauben. Sein Recht hat er bloß vor dem alten Rath zu Gengenbach zu nehmen. Essen und Trinken erhält er bei den jungen Herren, sein Bett im dormitorio oder anderswo an ziemlichen Enden uf eigenem Gelieger, Unter- und Oberlieger.

40) Zimmelheber in den Studien der evangelischen Geistlichen Badens, 1881, S. I ff.

41) Zedio war als guter Ettlinger auch Lokalhistoriker, wie wir heute sagen würden. In seiner „Chronik

der Welt" (1539 und 1543) widmet er einem römischen Reliefbild des Neptun (C. J. Rhen. 1678), das nahe bei seiner Vaterstadt gefunden worden war, eine gründliche, gelehrte Besprechung. Bezeichnend für sein historisches Interesse ist u. a. die Instruktion, welche er für einen evangelischen Feldprediger abfasste, der im Jahre 1542 einen Heereszug nach der Türkei begleiten sollte. Er schärft ihm darin ein, seine Kriegserlebnisse aufzuzeichnen, namentlich aber ein Auge darüber zu haben, daß die Soldaten nicht in den Bibliotheken Ungarns, Griechenlands und Konstantinopels Verheerungen anrichteten. Vgl. Varrentrapp, 3. f. G. d. V. XI, 301 f.

42) Vgl. die zahlreichen lateinisch verfaßten Briefe Zedio's an Erb aus den Jahren 1535–40, welche im *Thesaurus Baumianus* der Straßburger Bibliothek in Abschrift vereinigt sind. Professor C. Varrentrapp hat mich auf dieselben aufmerksam gemacht.

43) Man beachte übrigens, daß nirgends in Zedio's Briefen der Abt als Protestant bezeichnet wird, wohl aber als bürgerlich gewordener Abt (*abbas civis*). Sein Uebertritt bedeutete in Zedio's Augen offenbar nur den Verzicht auf die Würde eines katholischen Kirchenfürsten.

44) Dieser „Dionysius“ machte seinem Namen alle Ehre: er trinke beständig, klagt Zedio über ihn, auch mache er Schulden und komme nicht einher wie ein Schulmeister; „in der Kirche aber geht der Gesang zu Grunde durch seinen Leichtsin, er singt ohn' allen Takt, schreit unermesslich, kurz, es ist ein Gesang, wie ich ihn unlieblicher in keiner Kirche getroffen habe“.

45) So auf dem Regensburger Gespräch von 1541. Vgl. auch das Schreiben des Ambrosius Blaurer von 1537, bei Vierordt, *Geschichte der evangel. Kirche Badens I*, 317.

46) Im Jahre 1530 erschien der Vertreter Offenburgs neben den evangelischen Straßburgern auf dem Augsburger Reichstag; im Jahre 1531 hätte man am liebsten das dortige Nonnenstift säkularisiert.

47) Nur die kleinen Bürgerleute Offenburgs hielten noch länger am Evangelium fest. Noch im Jahre 1539 ließ der Rath Sonntags bis nach verrichtetem Gottesdienst die Thore beschließen, „damit die Bürger sich nit fremder Religion gelusten ließen“ und die Weingartner Marienkirche, 1/2 Stunde vor der Stadt, aufsuchten, deren Pfarre der Fürstenberger als Patron mit evangelischen Prädikanten besetzt hielt. Vgl. Führer des Schwarzwaldvereins von Offenburg und Gengenbach, S. 15.

48) Ueber die verschiedenen Phasen dieses Streits, der noch im Jahre 1539 nicht ausgeglichen war, vgl. das Straßburger Urkundenbuch II, 206, 226, Anm. I, 566, 609.

49) Straßburger Urkundenbuch II, 527. Untreue eines solchen Untergebenen konnte er mit äußerster Hartnäckigkeit verfolgen, das beweist sein Zandel mit dem Söldnerführer Vogelsperger, der sich von ihm losgesagt und ihn vor ganz Frankreich lächerlich gemacht hatte. Er ließ „Memorialen“ gegen denselben in Druck ausgehen, er verfolgte die Sache bis zum Kaiser: „denn die Gegenwehr kann niemanden, auch nicht dem Satan, wenn er vor Gericht stünde, entzogen werden, zumal wenn es sich um die Ehre, das höchste zeitliche Kleinod jedes Biedermannes, handelt“.

50) Für das folgende findet sich das Material im Straßburger Urkundenbuch II, an zahlreichen Stellen.

51) E. Münch, *Geschichte des Hauses Fürstenberg II*, 50; Sleidan, *Commentarii de statu religionis et reipublicae lib. XII*, S. 307.

52) J. Baumgarten, Karl V., Bd. III, S. 358. Die Beziehungen zu Franz I. waren mit nichten ganz abgebrochen worden.

53) Schon im Juni 1538 machte er seinem Freunde Erb Andeutungen in diesem Sinne. Und als nun Graf Wilhelm, der seit 1536 als Anführer deutscher Landsknechte in französischen Diensten gestanden hatte, im Jahre 1539 wieder die heimischen Lande betrat, ging er auf Zedio's Vorschlag mit Eifer ein.

54) Diöcesan-Archiv VI, S. 20 f. Danach sollte der Abt jährlich 100 fl. in baar, 4–5 Fuder Wein, 60 Viertel (à 6 resp. 8 Sester) Korn, 10 Viertel Weizen, 100 Viertel Hafer, entsprechende Beholzungen, die drei Weiher „auf der Zub“, ferner Sitz in der Abtei mit Antheil an Garten, Küche, Keller und Stallung erhalten.

55) Diöces.-Archiv VI, S. 24 ff. Wer sich für Pfarrensoldungen vor 300 Jahren interessiert, findet dort ausführliche Auskunft.

56) Keines der beiden Rechte konnte dem Kloster wieder zurückgewonnen werden. Vgl. Diöces.-Archiv XX, 271.

57) So starb im Jahre 1540 die Gräfinmutter von Fürstenberg, die in ihrer Strenggläubigkeit dem Reformationswerk nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitet hatte.

58) Ihre Entfernung aus dem Kloster hatte der Bischof kategorisch gefordert und davon geradezu die Bestätigung des zu wählenden Abtes abhängig gemacht.

59) Selbst der Bamberger Bischof muß ihm für seine gute Verwaltung des Klostersguts danken, das durch ihn (d. h. durch seinen Schaffner) gediehen sei. Vgl. Gothein a. a. O., S. 272; Diöces.-Archiv VII, S. 102.

60) Vierordt I, 312 f.; vgl. ebenda S. 289.

61) Die drei Pfarrer, Lucius Ryber, Thomas Lindner und Lorenz Montanus widmeten dies ihr gemeinsames Werk dem Rathe der Stadt, der mit ihnen schon seit Jahren eifrig bedacht gewesen sei, ein christlich gottselig Volk dem Herrn aufzuziehen. Nach dem Vorgang des Lutherischen zerfiel auch dieser Katechismus in 6 Hauptstücke. Polemik gegen Andersgläubige wurde darin weise vermieden. Jugendgebete und der Eröffnungsgefang für die Christenlehre („O Herr, besuch' die Kinder dein“) bildeten den Schluß. Leider ist dieser Katechismus jetzt völlig verschollen. Auf dem Umschlag des von Vierordt (I, 318) benutzten Exemplars standen die Worte: „Als die Gnad Gottes von der Statt Gengenbach gewichen und Luteri Gift überhand genommen, ist dieser Catechismus getruckt worden a. 1545, die Bekehrung zum wahren, allein seligmachenden Glauben ist erfolgt durch den Eyser des ehrwürdigen Herrn Cornelii Welsperger, Pfarrer in Gengenbach. Welches (das Buch) zum ewigen Abscheu im Archiv verwahrt wird.“

62) Horawig-Hartfelder, Briefwechsel des Beatus Ahenanus, S. 590.

63) Der Graf nahm die Französin später mit sich nach Deutschland, wo sie ihm allmählich an die 30 000 fl.

abgeschwagt haben soll. Vgl. Zimmern'sche Chronik IV, 344.

64) Zimmern'sche Chronik IV, 342 f.

65) So übertrieben hoch taxierte der Kaiser das Lösegeld, das er für den Prinzen de Roche-sur-Monno und andere für Wilhelm ausgelieferte Gefangene hätte erhalten können.

66) Er hatte ihm schon früher mehrfach die lästigen Regierungsgeschäfte überlassen. Münch. a. a. O. II, 5 ff.

67) Befindet sich gleich dem weiter unten Erwähnten jetzt im Karlsruher Landes-Archiv.

68) Vierordt a. a. O., I, 391, II, 541 Anm.

69) Vierordt a. a. O., I, 392: Die Prädikanten sollten den Winter 1548/49 unvertrieben in der Herrschaft sein, in der er ja auch die Juden wohnen lasse.

70) Diöces.-Archiv XVI, 196 ff.

71) Er spricht in seinem Testament nur von seiner Mutter. — Ein Zeugnis für seinen großen Eifer findet man oben in Anm. 61.

72) In einer Schrift von 1567 (f. o. S. 30) nennt Eselsperger Hagenau seine *pristina altrix*. Dort dürfte er also den Unterricht des Hieronymus Gebwiler genossen haben. Vgl. auch Vierordt a. a. O., II, 541 Anm.

73) Gothein a. a. O., 258 f.; Schau-in's-Land XX, S. 29.

74) Vgl. die Bestallung des Schulmeisters, Zeitschr. f. G. d. O. I, 299. Vgl. o. Anm. 39.

75) Vierordt a. a. O., I, 397 Anm.

76) Ein Dr. Marquart in einem Bericht an die vorderösterreichische Regierung.

77) Diöces.-Arch. XVI, S. 165.

78) Allein an baarem Geld waren 2527 fl. vorhanden, wovon der Abt in nicht ganz einwandfreier Weise 300 fl. der „Elendt Herberg“ zu Gengenbach vermachte.

79) Aus Angst vor dem welschen Prior und seinen angeblichen Giftkünsten hatte letzterer gebeten, bis zur Abtwahl nicht mehr beim Prior wohnen zu müssen.

80) Vgl. die gleichzeitige Notiz: „a. 1556 war die Stadt noch lutherisch.“ Zeitschr. f. G. d. O. VIII, 448, Anm. I.

81) Gothein a. a. O., S. 276. Zeitschr. f. G. d. O. I, 299 f.

82) Ein solcher war Fredericus Pergamenus, „ein Mann von hervorragender Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, wie seine zahlreichen (jetzt verschollenen) Schriften beweisen“. Einer der Gengenbacher Mönche dieser Zeit wurde von den Schwarzachern als Abt begehrt. (Vgl. 3. f. G. d. O. XVI, 166.)

83) Vgl. die Bauinschriften im Chor der Kirche (Freiburger Diöcesan-Archiv XVI, 166) und die vom Jahre 1577, welche beim Neubau der Schule (1894) an falscher Stelle im Schulhof eingemauert wurde; ursprünglich saß sie außen am Portal zu diesem Hof.

84) Vierordt a. a. O., I, 397; vgl. auch II, 541, Anm. I.

85) Schau-in's-Land XX, S. 33, Anm. 63. Vgl. auch Gothein a. a. O., S. 258, 276.

86) *Collatio de Coelibatu ministrorum ecclesiae a. 1565 15. cal. Oct. habita Offenburgi per Cornelium Eselsperger Presbyterum. Corollarium D. Guil. Lorichii. Coloniae apud Maternum Cholinum a. 1570*: Zunächst wird erörtert, daß die Ehe vom nöthigen Gebet und Gottes-

dienst abhalte; der Priester soll heiliger sein als die Laien, vor allem frei vom „Sorgenhaufen“ (*cumulus curarum*). Zudem ist das Weib, wie schon Chrysostomus gelehrt, die Feindin der Freundschaft, die unentrichtbare Strafe, ein nothwendiges Uebel, die häusliche Gefahr, mit der Farbe des Guten getüncht, mit der Natur des Bösen behaftet! In scharfer Polemik gegen Luther, doch ohne Poltern, „wodurch die Wahrheit nur Einbuße erleidet“, werden sodann die Einwände gegen das Celibat widerlegt. Er giebt zu, daß vor 60 Jahren nicht alle Cleriker keusch lebten, allein die Mehrzahl habe sich doch wenigstens mit Furcht und Zittern bemüht, des fleischlichen Skandale den Augen des Volks zu verbergen. — Mit derselben Offenheit wendet er sich schließlich gegen das unter dem Clerus so verbreitete Concubinat: „Wenn es sich nicht geziemt, daß ein Priester eine oder gar die zweite Frau hat, so ziemt es sich noch weniger, daß er 2–3 Concubinen hält. Wozu immer an diesem *malum domesticum*, aus dem die Keger ohne Unterlaß Waffen schmieden, mit Leichtsinne vorübergehen? Warum veranstalten die Bischöfe, die freilich oft nicht auf den Christ, sondern die Geldkist (non ad Christum, sed ad eistam) es abgesehen haben, keine gründlichen Visitationen? Warum prüfen sie immer nur das Oekonomische?“

87) Das Manuskript, welches mir vorlag, gehörte dem Kloster Ettenheimmünster und ist jetzt auf der Karlsruher Hofbibliothek (E. M. 34). Von den fünf Artikeln der Schrift handelt der erste von Christo und seinem Namen: „Christum“, so heißt es da u. a., „lästern aufs grausamlichst, die das Sakrament der Tauff ein Säubad nennen und von Christo allein getauft werden wollen.“ Gegenüber Luthers Rechtfertigung allein durch den Glauben betont Eselsperger diejenige allein durch die Gnade Christi. — Der zweite Artikel handelt „von der wahrhaftigen katholischen Kirchen“ und erkennt „aller Ketzerei Ursprung in der Zochfahrt“. — Ebenso wortreich als arm an originellem Gehalt ist der dritte Artikel „von dem ewig bleibenden Wort Gottes“: Nicht jeder Winkelgeist soll sich besondere Erleuchtung anmaßen; „jezund aber ein jeder, so drei Buchstaben in der Bibel gelesen hat, der ganzen Geschrift sich ein Meister und Ausleger zu sein freventlichen thut vermesen“. Daß Luther die „Epistel St. Jakobs als ein strohern Epistel geacht hat“, wird ihm scharf vorgehalten. Bezeichnend für den Verfasser als Anwalt der Möncherei ist noch der Satz: „Das helle Wort Gottes, nämlich der einsamen christlichen Liebe, hat N. Luther wohl von Anfang verstanden. Gott wollte, er wäre in demselbigen geblieben!“ — Von dem „wahren seligmachenden Glauben“ wird im vierten Artikel gehandelt: „Zu Pauli Worten: „Wir halten dafür, daß der Mensch gerechtfertigt werde durch den Glauben““ setzte Luther das Wörtlein allein hinzu. Darüber zur Rechenschaft gestellt, gab er nach seiner gewöhnlichen, evangelischen Sanftmut eine sehr hitzige Antwort: Doktor Martinus wills also haben: sic volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas!“ (Vgl. Luthers Sendbrief vom Dolmetschen, Walch XIX, 120 ff.). — Der fünfte Artikel endlich schildert den „rechten wahrhaftigen Gottesdienst. Die Früchte der Reformation mit ihrem werthlosen Glauben sind auführerische Bündnisse, Herrschaft des Faustrechts. Für das Fasten der Alten ist das vermaledeitessen und Zutrinken so gar auskommen; für das tägliche Gebet regieret allenthalben das allergrausamste Gottes-

lästern. . . Wer kann den Jammer allen erzählen, welcher in das herrliche Paradies katholischer Christenheit eingerissen, nachdem die neue Predigt mit Listigkeit des armen Völkchens Sinn von der Einfaltigkeit in Christo verrückt hat? Es müssen die neuen Propheten selber bekennen, daß die Leut jezund unzüchtiger und ärger sind denn unter dem Papsttum. Und obgleich durch das schläfrig Aufsehen etlicher Hirten was Mißbrauchs eingerissen, wäre daselbige durch ordentliche Mittel wohl gebessert worden, nit vonden das Kind mit dem Bad auszuschütten“.

88) So bat am 1. Juli 1573 der Graf Karl von Hohenzollern in seiner Eigenschaft als Vormund des jugendlichen Jakob von Geroldseck den Abt, „der katholischen Religion zu Ehren nach zwei erbaren, gelehrten und geschickten Priestern für ihn zu trachten“. Aehnliche Gesuche kommen von anderer Seite an den Abt. Vierordt a. a. O., I, 487, II, 77.

89) Vierordt a. a. O., I, 393 f.

90) Er hatte sich gegen den Herzog durch ein Darlehen von 7000 fl. gutwillig erzeigt. Handschrift im Karlsruher Archiv Nr. 1025.

91) Vgl. 3. f. G. d. O. VIII, 448 Anm. 1, und die unter 90 citierte Karlsruher Handschrift.

92) 3. f. G. d. O., 449, Anm. 1. Vgl. Ddc.-Arch. XVI, S. 166.

93) Schau-in's-Land XX, S. 33, Anm. 33.

94) 3. f. G. d. O. VIII, 449 nebst Anm. 2.

95) Gothein a. a. O., 278.

96) Von damaliger Bauhätigkeit an der Einbethenkapelle zeugt der an der Nordwand eingemauerte Thürsturz mit der Jahreszahl 1539, zeugen die jetzigen Portalpfeiler der Westfront mit demselben Steinmetzzeichen, das auch der Erbauer des Nikolausturmes (s. u.) von 1582 führte.

97) Vgl. A. Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte II, 189 ff.

98) Ueber den viel älteren, viereckigen Unterbau desselben vgl. Schau-in's-Land XX, S. 24.

99) Herrn Architekten Bauer ist dies nicht ohne Lebensgefahr gelungen. Ihm werden auch die Detailzeichnungen vom Nikolaus-Thurm verdankt.

100) Der zierliche Erker auf der Südseite des Thurmes wurde erst im Jahre 1727 erbaut; er enthält ein Closter mit steinernem Sitz und klassischer Aussicht auf Stadt und Umgegend. Aus dem 18. Jahrhundert stammt auch die Zwiebelhaube auf der Spitze des Thurmes. Die Glocke, welche einst unter der Haube hing und als Armesünderglocke diente, hat der jetzige Besitzer des Thurmes um ein Billiges nach Trettenhof bei Oberweiler verkauft!

101) Ueber dieses selbst ist nichts zu sagen, weil die moderne Uebermalung offenbar sehr rücksichtslos verfahren ist. Sie hat sich nicht einmal an die Daten der ursprünglichen Composition gehalten, das beweist der in die Darstellung eingeschmuggelte Rock von Trier. Auch die Inschriften an der Console, welche den Heiland trägt, sind zum Theil pietätlos zugestrichen worden. Etwas mehr Respekt vor den ehrwürdigen Urkunden der Vergangenheit sollte man von einem Maler, der im Dienste der Kirche steht, doch erwarten dürfen.

102) Eine ähnlich ornamentierte Platte kam vorigen Sommer oben an der Grabkapelle des Einbethenbergs durch Zufall zum Vorschein.

103) Eine Grabchrift erkennt man auch noch an einer Eckquader des nördlichen Querschiffs: *hic iacet Pater Georgius Herlin. Anno . . .*

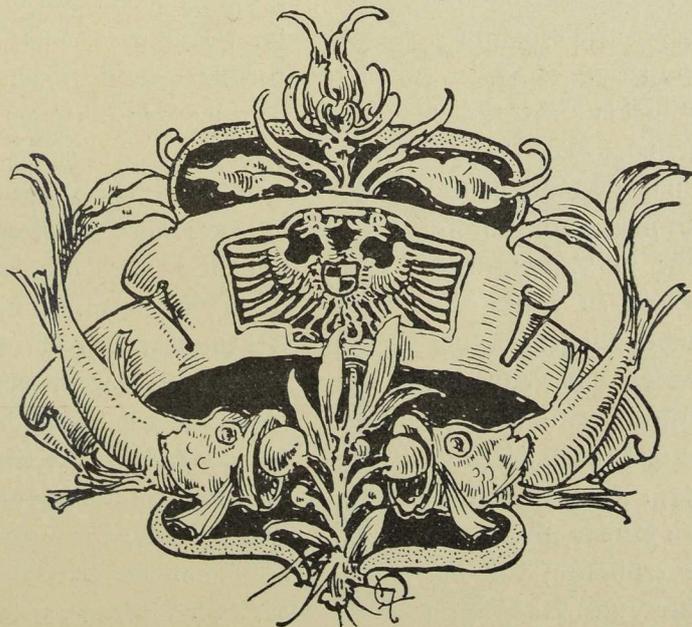
104) Schau-in's-Land XX, S. 32, Anm. 30.

105) Schau-in's-Land XX, S. 32, Anm. 24.

106) Bezeichnend für die Klosterstadt möchte es scheinen, daß „Mönchs- oder Abtshur“ besonders geläufige Scheltworte waren.

107) Vier werden erwähnt: Adler, Blume, Sonne und die im Oberdorf.

108) Die Wirthsordnung vom 31. Oktober 1594 bestimmt: „für Voressen 2 ʒ, Suppen und fleisch 3 ʒ, Gemieß 3 ʒ, Visc 4 ʒ, Pfeffer 2 ʒ, Gebratenes 4 ʒ, Kef 2 ʒ.“



Das „Theatrum“ in der Pfarrkirche zu Kenzingen.

Von Dr. Ph. M. Zalm in München.

er in der Charwoche die Pfarrkirche zu Kenzingen, diesen sowohl in Bezug auf Architektur als Malerei hochbedeutsamen, frühmittelalterlichen Bau besucht, wird mit Staunen den gewaltigen Aufbau der Scheinarchitektur betrachten, der zu jener Zeit den Chor vom Schiffe der Kirche völlig trennt. Auf einem von Balustraden bekrönten Unterbau erhebt sich, von mächtigen korinthisierenden Säulen getragen, eine prächtige Halle, über welcher ein ebenfalls von einer Balustrade nach vorne begrenzter, von Säulen getragener Giebel sich aufbaut. Seitlich des Mitteltraktes sind je zwei balkonartige Fensteröffnungen angelegt. Die Säulenhalle und die seitlichen Fensteröffnungen dienen nun als Rahmen für bildliche Darstellungen von Passionscenen, die je nach den betreffenden Tagen verändert werden. Wir erblicken, um es kurz zu sagen, ein stummes Passionspiel, so zwar, daß in der Säulenhalle die Haupthandlung, etwa die Kreuzigung oder Auferstehung sich abspielt, während in den Fenstern kleinere Szenen dargestellt werden.

Wir finden ja wohl, zumal in Bayern, ähnliche, für kirchliche Feste bestimmte Scheinarchitekturen — zumeist stellen sie uns ein heiliges Grab dar — keine aber ist auch nur im Geringsten mit jener in der Pfarrkirche zu Kenzingen zu vergleichen. Vom ersten Blicke an wissen wir, daß wir es mit einem wirklichen Kunstwerke, mit einem Meisterstücke in Architektur und Perspektive zu thun haben, dem die Passionscenen nur eingeflickt sind. Vertiefen wir uns allmählich in die ganze Anlage der gewaltigen Scenerie und in die einzelnen architektonischen Details, so wird es uns bald als unzweifelhaft erscheinen, daß nur ein italienischer Barockkünstler ersten Ranges ein

solch gewaltiges Werk konzipieren konnte. Ich sage konzipieren, denn die Ausführung rührt wohl von einem Deutschen her; der Entwurf aber athmet italienischen Geist, und kein Geringerer mußte dem deutschen Maler den Mangel eigener Phantasie und künstlerischen Könnens zu ersetzen helfen als Andrea dal Pozzo.

Schlagen wir in dieses fruchtbarsten, phantasie reichsten Barockkünstlers *Perspectiva pictorum atque architectorum* (I. pars) die Tafel 71 auf, so erkennen wir deutlich das Vorbild des deutschen Malers. Der dieser Figur beige gedruckte Text besagt: *Theatrum repraesentans Nuptias Canae Galileae, constructum Romae Anno 1685 in expositione Ven. Sacramenti in Templo Varnesiano Societatis Jesu.* Vergleichen wir diesen Kupferstich mit der Scenerie zu Kenzingen, so finden wir, daß der Maler nur in der Anlage des Unterbaues wesentlich vom Originale abgewichen ist, indem er ihn einfacher gestaltet, und in dem Giebelbau, dessen Balustrade bei Pozzo gerade, in Kenzingen dagegen nach vorne ausladend gedacht ist. Unwesentliche Änderungen zeigen sich noch an einigen Details, wie z. B. bei den Evangelisten in den Zwickeln über dem Mittelbogen, welche der deutsche Künstler in schwebende, schildtragende Engel mit flatternden Gewändern übersetzt, oder bei den seitlichen Fensteröffnungen, welche in der Kenzinger Scenerie sehr unruhig wirkende Schildbekrönungen tragen, während in Pozzo's Kupferstich das Fehlen derselben die architektonischen Glieder besser hervortreten läßt. Der Zweck der Scenerie in der Kirche zu Kenzingen bedingt es auch, daß die in der Mitte rückwärts sichtbar werdenden Theile der Architektur sammt der Darstellung der Hochzeit zu Kana auf dem Stiche Pozzo's hier in Wegfall kamen.

Aber trotz all' dieser wesentlichen und unwesentlichen Aenderungen und Freiheiten, welche sich der deutsche Barockkünstler erlaubte, läßt sich noch unschwer das Vorbild Pozzo's erkennen. Und wollen wir auch die Leistung jenes als keine sehr bedeutende annehmen, - da ihm ja außer dem fertigen Prospekt noch vier sehr instruktiv gezeichnete Details der Gesamtanlage (Tafel 67 bis 70 des oben genannten Werks) vorlagen, so müssen wir uns doch glücklich schätzen, wenigstens eine freie Ausführung des Pozzo'schen Entwurfes zu besitzen, die uns einestheils den Geist des gewaltigen Barockkünstlers ahnen läßt und andernteils ein prächtiges Bild von jenen im 17. und frühen 18. Jahrhundert so beliebten und vielfach mit größtem Unrecht geschmähten „Theatern“ giebt.

Fragen wir nach der Entstehungszeit der Kenzinger Scenerie, so dürfte wohl die Annahme, daß sie in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts verfertigt worden ist, sich rechtfertigen lassen. Pozzo gab das obengenannte Werk im Jahre 1693 zu Rom heraus, die ersten deutschen



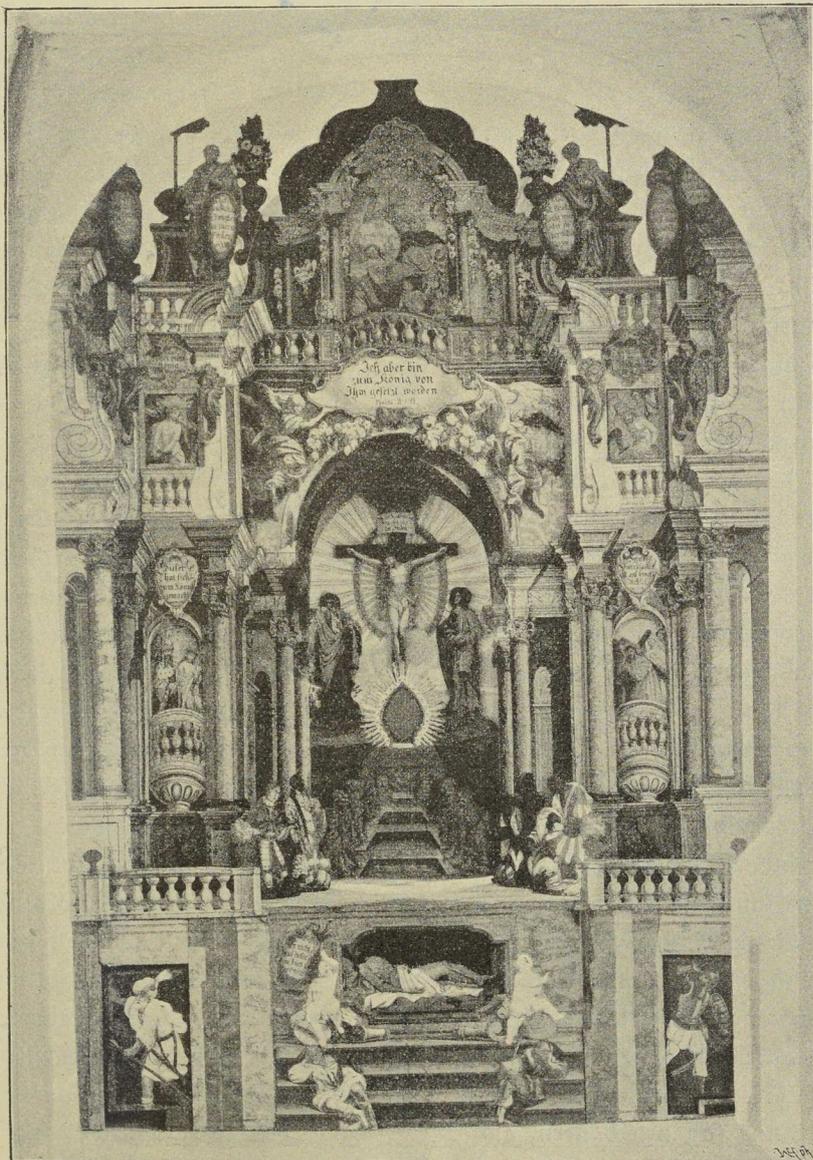
Uebersetzungen erschienen im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Obwohl es nun durchaus nicht unmöglich ist, daß sich der ausführende Künstler an die italienische Ausgabe gehalten hat, so dünkt mir doch der andere Fall, daß die deutsche Uebersetzung ihm vorlag, für wahrscheinlicher.

Vielleicht geben diese Zeilen Anlaß, dem Namen des Künstlers nachzuforschen. Mir lag es nur daran, auf das für die Kunstgeschichte des 17. und 18.

Jahrhunderts immerhin beachtenswerthe Beispiel eines „Theatrum“ aufmerksam zu machen, das sich durch alle Stürme, denen die Kunst jener Zeit so lange ausgesetzt war, erhalten hat und das mit dem Namen eines der gewaltigsten Barockkünstler, mit dem des Andrea dal Pozzo verknüpft ist.

Am Schlusse dieser Zeilen möge

es mir gestattet sein, Herrn Professor Theodor Spieß zu München, dem ich den ersten Hinweis auf diese prächtige Festdekoration der Kirche zu Kenzingen verdanke, auch an dieser Stelle nochmals meinen besten Dank auszusprechen.



Nach einer Aufnahme des Hofsphotographen C. Ruf.



Ein untergegangener Breisgauer Hochzeitsbrauch.

Von Dr. Joseph Sarrazin.

Aus längst vergangenen Tagen hatte fast bis zur französischen Revolution im Breisgau sich ein Brauch erhalten, der jetzt sogar den „ältesten Leuten“ unbekannt ist, derjenige der „Strohrede“ bei Hochzeitsfesten. Um der Hochfluth der Tischreden, die heute ungehindert über die Gäste sich ergießt, einen starken Damm entgegenzusetzen, war in Freiburg bestimmt, daß sofort nach der kirchlichen Einsegnung des Brautpaares der Hochzeitszug sich in einen hierzu bestimmten Saal begab, um die „Strohrede“ anzuhören. Dem Zuge schritt derjenige Freund voraus, welcher zum Ehrenamt des Strohredners ausersehen war, mit einem strohumflochtenen, wachsumgossenen Span in der Rechten; dann kamen zu zwei und zwei die sechs nächsten männlichen Verwandten der Braut mit brennenden und mit Blumen bekränzten Fackeln, sodann die Braut mit der Brautmutter und der „Ehrenwächterin“, endlich der Bräutigam allein, mit dem grünen Junggesellenkranz in der Hand, und die übrigen Gäste. Zu dieser Festlichkeit mußte eine allgemeine öffentliche Einladung ergehen, welcher allerseits gerne Folge geleistet wurde.

Auf ein gegebenes Zeichen wurde im Festsale der Span des Strohredners entzündet. Seine Ansprache durfte nur so lange dauern, als der Span brannte. Die längste Frist betrug eine Viertelstunde, da die Flamme an dem leichten Wachsüberzug nicht länger zu zehren hatte. War die Strohrede beendet, dann trat der Redner auf die Braut zu, umarmte dieselbe und legte als erster seine Hochzeitsgabe auf den langen Tisch, dessen oberstes Ende die Gefeierte des Tages einnahm. Nach ihm kamen die Fackelträger, die nur zu einem Handkuß berechtigt waren, hierauf die einzelnen Gäste und Geber, welche mit einem

mehr oder minder holden Blick vorlieb nehmen mußten. Drei Tage lang blieben die kostbaren, nützlichen, witzigen und geschmacklosen Geschenke zur öffentlichen Beschauung und Abschätzung ausgestellt, ehe sie in das Haus der Neuvermählten wanderten.

Alle diese heute vergessenen Einzelheiten verdanken wir den Aufzeichnungen des Grafen Franz von Enzenberg aus Bogen, der als junger Edelmann im Jahre 1769 die „allerletzte Strohrede“ hielt, welche die alte Hauptstadt des Breisgaus zu hören bekam. Es war anlässlich der Vermählung des Fräulein Ernestine Rott zu Gaburg-Lohnheim mit dem kurpfälzischen Obersten Wolfgang Traugott Freiherrn von Münzer. Deshalb ist diese Strohrede nebst einer ausführlichen Beschreibung der gespendeten Gaben im Stadtarchiv zu Freiburg niedergelegt, woher wir sie entnehmen.

Die Enzenberg'sche Strohrede bewegt sich im bombastischen Kokofohil jener Zeit: „Lieber! heiliges Feuer! Du bist es, das Prometheus in verwegener Wohlthat den unsterblichen Göttern entwendend uns Erdenbewohnern einst brachte! Du schmückst und besflügelst den Vogel im Raum, den Delphin der Tiefe, die Schnecke der Muschel; durch Dich richtet sich auf selbst der kriechende Wurm und findet Seligkeit selbst der Jüngst-erschaffene des Herrn — der Mensch!“ und so weiter im gleichen Tone, bis der erlöschende Span den jungen Tiroler Grafen zum Schluß mahnte.

Für die nähere Kenntniß der hohen Gesellschaft vor hundert Jahren ist die Aufzählung der dargebrachten Geschenke, welche der Strohredner niederschrieb, keineswegs unwichtig. In mancher Beziehung waren unsere Alvordern unbefangener und praktischer als wir.

Die Reihe der praktischen Geschenke eröffnete Graf Franz von Enzenberg mit sechs Duzend Paar Tiroler Handschuhen und einem riesengroßen Schornsteinfeger, der aus Bozener Dürrobst zusammengefügt war, also Gaben aus seiner Heimath. Etwas moderner nehmen sich in unseren Augen die Spenden einzelner „Fackelträger“ aus: ein englisches Punschservice; ein Straußenei aus vergoldetem Silber mit Email, als Bouillontasse zu gebrauchen; eine vollständige Damentoilette in Größe einer Reisekassette feinsten Herrnhuter Arbeit. Die älteren Herren unter diesen Fackelträgern brachten sinnvolle und doch sehr hausbackene Angebinde: Freiherr von Sturmfeder ein Kästchen aus herrlichem vieux laque, „gefüllt mit alten Goldborten zum Auszupfen“, Freiherr von Baden ein geflochtenes Körbchen „voll moderner Lyoner Bänder“ und der greise Freiherr von Wittenbach eine ganz ordinäre, auf gewöhnliche Weise zusammengelegte blaue Küchenschürze. Als diese aber entfaltet wurde, fanden sich so viel Ellen der „feinsten Brüsseler Entoilagespizzen“ darin, als zur Garnierung eines Kleides erforderlich. Noch drastischer stattete der Freiburger Deutschordens-Komthur, Freiherr von Rottberg, seine Spende aus. Er legte lächelnden Antlitzes in einer alten, zerknüllten Pappschachtel ganz gewöhnliche Nüsse auf den Tisch; oben darauf thronte ein Nußknacker plumpster Art, der das Maul weit aufsperrte. „Alles brach in Gelächter aus“, erzählt Graf Enzenberg, „über diese Bettelgabe. Doch ahnte man, daß es damit nicht zu Ende sei. Freiherr von Rottberg bat die staunende Braut, nach Gefallen einige der Nüsse aufzuknacken. Sie weigerte es aber, einen der gewöhnlichen losen Streiche fürchtend. Als jedoch der Komthur öffentlich bei seiner Cavalier-Parole versichert hatte, daß nichts zu besorgen sei, und auf diese Versicherung hin Brautmutter und Ehrenwächterin ihre Erlaubniß gegeben hatten, öffnete die Braut eine Nuß. Und siehe da: es fiel ein blanker, nagelneuer Dukaten heraus, und so aus den übrigen 49 Nüssen. In der 51. Nuß, der größten, fand sich ein feines Seidenbeutelchen, gerade groß genug, um die 50 Goldstücke zu fassen.“ Unter lautem Beifall der Hochzeitsgäste wurden die leeren Nußschalen sammt Pappschachtel zum

Fenster hinausgeworfen, alsdann auf des witzigen Komthurs Vorschlag der eßbare Tiroler Schornsteinfeger als Riese und der Freiburger Nußknacker als Zwerg zu Wächtern der immer mehr anwachsenden Schätze ernannt.

Die Sitte, alle Geschenke vor versammelten Gästen zu überreichen, trug wesentlich dazu bei, daß jeder Geladene seine Gabe womöglich mit einer Anspielung oder einem guten Scherz aufputzte. So schickte der alte General Kramer, der erste Ordensritter des neu gestifteten Maria-Theresia-Ordens, eine eigens verfertigte Schwarzwälder Uhr, welche einen Trommler vorstellte, der mit den Schlägeln Stunden und Minuten anzeigte, sowie zu einer festzusetzenden Stunde die Schläfer mit schallendem Wirbel weckte: dies war eine Anspielung auf die Laufbahn des alten, mit Wunden bedeckten Soldaten selbst; als Trommler im österreichischen Heer eingetreten, hatte Kramer eine jede Rängerhöhung auf dem Schlachtfelde redlich erworben. Sein seltsames, „aber als Andenken Flug erdachtes Geschenk“ mußte einer seiner Adjutanten bringen, da beim kühlen Herbstwetter die alten Rheumatismen den biederen General ans Krankenlager fesselten.

Auch abgewiesene Anbeter der Braut waren anwesend und scherzten fröhlich mit. General der Kavallerie Freiherr von Jacquemin brachte einen Spiegel in der Größe eines Bogens Papier dar, aber so kunstreich mit Stahlperlen in seinen Rahmen eingefügt, daß er jede beliebige Stellung annahm und behielt. „Jedermann bewunderte den englischen Kunstfleiß und Geschmack“, bemerkt unser Gewährsmann dazu, „und der Göttin des Tages schien es eines der angenehmsten Opfer.“ Der andere soupirant éconduit zeigte sich witziger in der Wahl seines Geschenkes: der Rittmeister von Riedler — so hieß der Schelm — gab einen großen Korb und darin ein Paar niedliche, goldgestickte Pantöffelchen, die so genau an den Fuß der Holden paßten, daß sie hinterlistigerweise nach deren Maß gemacht sein mußten. Damit aber ja Niemand die deutliche Andeutung übersehe, hatte der Rittmeister auf dem Korbe die Inschrift „Für Mich“ und auf den ominösen Pantoffeln „Für Dich“ anbringen lassen.

Die übrigen von adeligen und bürgerlichen

Herrn dargebrachten Angebinde waren mehr oder minder konventionell. Aus der Liste derselben geht hervor, daß die Spitzen der Behörden vornehmen Hochzeiten anzuwohnen pflegten. Der Rector magnificus der Universität Freiburg, der erste Regierungsrath, der Stadtsyndikus, der Münsterpfarrer, der Probst von Sankt Michael, der Prior der Karthause zu Ebnet, alle traten der Reihe nach hervor, letzterer mit einer mächtigen Gansleberpastete. Die hübsche Attrape wurde geöffnet, und unter allgemeinem Entzücken kamen die zierlichsten, aus Elfenbein gedrechselten — Kinderspielartikel zum Vorschein, welche einer der Karthäusermönche in seinen Mußestunden gefertigt hatte.

Nachdem die Braut ohne Erröthen dieses Spielzeug entgegengenommen hatte, wandte sie sich den Geschenken der Damen zu. Die Brautmutter und „Vormünderin“, Freifrau von Ulm, geb. von Ungnad, hatte ein sehr elegantes „Déshabillé“ gestiftet. „Lästerungen wollen wissen,“ schreibt hierzu Graf Enzenberg, „sie habe ihr Geschenk in die vormundschaftlichen Rechnungen auf jene Weise einzuschmuggeln gewußt, wie es die kaiserlich-königlichen Kriegskommissäre bei Anschaffung ihres goldbordierten Zutes zu machen pflegen.“ Die Ehrenwächterin der Braut, Freifrau von Sickingen, ging in ihrer Fürsorge für kommende Zeiten noch weiter, als der Karthäuserprior: sie hatte kurzer Hand eine „überkomplete Kinderwäsche“ gekauft, die von Kennerinnen zu 1200 Gulden angeschlagen wurde. Daß an derlei Geschenken, die heutzutage höchstens auf dem Lande oder in Arbeiterkreisen zulässig wären, vor einem Jahrhundert durchaus kein Anstoß genommen wurde, ersieht man aus der weiteren Aufzählung dessen, was alles der Braut zu Füßen gelegt wurde. Gräfin Kageneck, geb. von Andlaw, schenkte ein Kindbettservice aus französischem Porzellan im Werthe von 30 Louisdor, und andere Damen Aehnliches. Die einzige von Frauenhand kommende Gabe, die mit einem Scherz verbunden war, stammte von der Freifrau von Bollschweil: es war ein sogen. „Sasch“, ein Polster gewöhnlichster Gattung. Sobald er aufgerissen wurde,

erschien aber „eine Haube mit Palatine“, eine Halskrause und Manschetten mit drei Reihen der feinsten Brüsseler Spitzen, deren Werth auf 500 Gulden sich belaufen haben mochte. So behauptet wenigstens unser gräflicher Gewährsmann, der bei den von Herren kommenden Geschenken niemals den Preis angiebt. Ob wohl die Damen untereinander die Gaben der Nachbarinnen abschätzten und das Ergebniß ihrer Taxation unter den anwesenden Cavalieren publiziert hatten? Im Allgemeinen scheint bereits in der „guten alten Zeit“ die Herrenwelt im Geben die schönere Hälfte der Menschheit übertroffen zu haben. Denn unter den weiterhin aufgezählten Geschenken von Damen ist höchstens das gemeinsame der beiden alten und steinreichen Fräulein von Duminique, deren Liebling die Braut war, sinnig und werthvoll zugleich. Es bestand aus einem Rosenkranz mit ausgelesenen Schwarzwälder Granaten und einem goldenen Kreuz, von so künstlicher und feiner Arbeit, daß er auch als Halsband dienen konnte, — „geschätzt zu 500 Gulden“, fügt gewissenhaft Graf Enzenberg hinzu. Inzwischen ist die Schwarzwälder Granatindustrie von der Bildfläche verschwunden.

Daß befreundete Persönlichkeiten Hochzeitsgaben von solchem Werthe reichten, kommt den sparsamen Kindern des 19. Jahrhunderts weniger seltsam vor, als wenn beispielsweise der Wirth, bei welchem der Bräutigam abgestiegen war, zwölf Flaschen Champagner, der Apotheker ein Flaschenkellerchen mit zwölf Phiolen köstlicher Parfüms, oder der Vertreter der Hochschule Freiburg eine fünfzigbändige Handbibliothek in feingehritztem Schreine spendete. Die mit der „Strohrede“ verbundenen Geschenke, die unbedingt von Leuten mit ausgebreiteter Bekanntschaft als eine sehr drückende Steuer empfunden wurden, die schier endlosen Besuche und Gegenbesuche, die vielfach vorkommenden Fälle verletzter Eitelkeit, — alles dies trug allmählich dazu bei, den alt ehrwürdigen Brauch abzustellen, welcher aus Zeiten größerer Einfachheit und Anspruchslosigkeit stammte und bei wachsender Verfeinerung der Sitten und Lebensansprüche sicherem Untergang geweiht war.

